

**Zeitschrift:** Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

**Herausgeber:** Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

**Band:** 44 (1966-1967)

**Heft:** 5

## Heft

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

57/20

Redaktion:  
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni)  
Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30  
Auflage 14 000  
Redaktionsschluss Nr. 6: 2. Dezember

Druck und Versand:  
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG.  
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Insertate:  
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37  
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

## Hochschulsportanlage Fluntern

Übungen für Hörer aller Fakultäten zum Thema »Fussangeln in der Verwaltung«

Die Geschichte der seit 1902 geplanten Hochschulsportanlage, die jedem Stimmbürger als Schulbeispiel eidgenössischer Verwaltung, auf dass er die Tücken eines vielgelobten Systems frühzeitig erkennen und umgehen lerne: Sie werden mit einem Mustermodell konfrontiert, an dem Sie den Aufbau des gesamten schweizerischen Verwaltungssystems und dessen verzickten, ja hier gar verhängnisvollen inneren Zusammenhang durchzeichnen können. Sie können sich, indem Sie mit jeder Art juristischer und organisatorischer Finessen bespitzt werden, die geeigneten Gegenmittel aushecken, die das Vademecum jedes gewieften Schweizer Politikers darstellen.

Nur der gewiegte Politiker wird seinen Weg finden zur Vollendung unserer noch immer nicht vergessenen Baugrube beim Zoo durch das bald unabsehbare Gestrüpp von Bestimmungen und Sonderbestimmungen, die sich dauernd vermehren. Ob das System schlecht ist? Nicht unbedingt, nur ist es schwierig, sich darin zu bewegen. Nur der gewiegte Politiker... Werden unsere Politiker gewiegte Politiker sein? Und werden unsere Politiker nur Politiker sein, oder bringen sie das mit, was hier unbedingt erforderlich ist? Den Schuss Idealismus und Grosszügigkeit? Die Hochschuleportanlage ist unser Prüfstein für die menschlichen und politischen Fähigkeiten der Verantwortlichen.

mm - Schon seit 26 Jahren besteht die Absicht, auf der Allmend Fluntern eine Hochschulsportanlage ins Dreieck Zürichbergstrasse, Dreiwiesenstrasse und Forrenweidweg, angrenzend an die Tramschleife der Linie 5, zu bauen. Seit 1940 wird Projekt um Projekt von Ratsherr zu Ratsherr geschoben.

Wer ist verantwortlich für die dauernden Verzögerungen? Haben die Architekten, haben die vielen Räte, haben Gemeinderat, Stadtrat, Kantonsrat, Regierungsrat, Stände- und Nationalrat und Bundesrat und die ebenfalls in die Sache verwickelten Gerichtsinstanzen, haben diese alle, mit ihren mehrmals wechselnden kompetenten Leuten, haben sie alle versagt? Zum vornherein: deutlich nein! Immer wieder hat Stelle um Stelle den Weg weiter gefunden, aber immer wieder hat er erneut in den Irrgarten geführt.

Wir sind trotz allem nicht mehr dort, wo wir 1940 standen, auch wenn das so scheinen mag: Alle Behörden haben ihre damals erforderlichen Kredite verabschiedet; Geld ist, zum Teil wenigstens, da; und mit Energie und Phantasie haben die ausführenden Organe, Erziehungsdirektor Dr. König, der ehemalige Baudirektor Dr. Meierhans, der damalige Schulratspräsident Dr. Pallmann und sein Vorgänger Dr. Rohn und mit ihnen ihr Sekretär Dr. Bosshardt und nicht zuletzt Architekt Dr. E.R. Knufer mit seinem durchwegs einleuchtenden, eleganten Projekt, den Bau in die Wege geleitet: Völlig unkonventionell, wider jeden Unsinn hatten Genietruppen der RS Brugg unter Oberst Boller 1963 mit der Planierungsarbeit begonnen, so dass fast völlig kostenlos (nur das Rohöl zu Bundespreisen war zu bezahlen) heute der Anfang der Bauarbeit geleistet ist. Das geschah alles noch vor dem Baustopp, der für Sportplätze absolut galt. Heute liegen die Baugruben offen da, weiterbauen aber kann man nicht - denn das Ganze hat Haken. Mehr als einen, und zwar solche, die nicht ohne weiteres vorauszuweisen waren, für die man niemanden eigentlich belangen könnte.

Jetzt liegt die Sache so, dass der Regierungsrat zwei »Kleine Anfragen« des Kantonsrats, die beide eine positive Entwicklung wiederum eher erschweren, eine von Dr. Walter Diggelmann (dem damals stärksten Opponenten gegen die Strickhofuni) und eine von Kantonsrat Ernst Bosshard (Pfäffikon), beantwortet hat. Ihre Fragen seien auch unsere Fragen, und die Antwort des Regierungsrats wollen wir schärfer profilieren:

Dr. Diggelmann fragt im wesentlichen:

- Wegen verschiedenen Fehlkalkulationen ist der Bau eingestellt worden. Wie verhält es sich mit diesen »Fehlkalkulationen«, und wann kann mit der dringend benötigten Hochschulsportanlage gerechnet werden?

Ernst Bosshard (Pfäffikon) fragt:

- Welches sind die Gründe für den Unterbruch des Bauvorhabens?
- Wenn der Baustopp für Sportplätze der Grund war, warum hat man begonnen?

- Was gedenkt der Regierungsrat zu tun für den Fall, dass das Projekt noch einige Jahre auf sich warten liesse?

- Wäre der Regierungsrat bereit, dem Stadtrat als Baurechtsgeber zu

beantragen, das Areal wieder einer normalen landwirtschaftlichen Nutzung zuzuführen, damit die wertvolle Umgebung dadurch nicht länger beeinträchtigt bleibt?

### Sport ist mehr als Vergnügen

Zuerst zum Letzten: Hoffentlich ist der Regierungsrat nicht bereit; wir bitten ihn inständig, zu vermeiden, dass Gras über eine Sache wächst, für die sich schon so viele eingesetzt haben, die schon so manche verärgert hat, die aber von noch mehreren dringend benötigt würde. Auf der Fluntern darf kein Gras wachsen, bis die Anlage steht.

Auch das reduzierte Bauprogramm müssen wir mit allen Mitteln zu vermeiden suchen: Durch jede Kürzung irgend eines Teiles der Anlage fällt das Ganze, nicht nur harmonisch, sondern auch funktionell, aus dem Gleichgewicht.

Die wertvolle Umgebung darf tatsächlich nicht weiter ungenützt bleiben: wir Studenten wollen sie nutzen. Sport ist uns ein ganz zentrales Anliegen. Es geht uns nicht um eine perfekte Kür auf dem Pauschenpferd oder gar den Fussballmatch im Sonntagnachmittagsprogramm des Fernsehens, es geht uns darum, einen immer dringender nötigen Ausgleich zu den ständig steigenden Anforderungen unseres Studiums zu schaffen. Dieses Bedürfnis nach Sport, dem in Deutschland, Schweden, ganz zu schweigen von Amerika, entschieden anders Rechnung getragen wird als bei uns, dieses Bedürfnis ist nicht geschaffen von findigen Soziologen, aufgegriffen vom Staat und von Studenten leichtgläubig akzeptiert, dieses Bedürfnis besteht tatsächlich: Der enorme Andrang der Turnenden muss keinem Beteiligten in Kurven nähergebracht werden: Die Turnhallen und -wiesen sind dauernd mehr als voll ausgelastet, so dass sich der ASVZ schon längst

nicht mehr leisten kann, irgendwie Propaganda für den Studentensport zu machen. Wir pflegen keinen Spitzensport, sondern den gesunden, echt sportlichen Wettkampf mit Kommilitonen; und wir veranstalten Spiele und Meisterschaften mit befreundeten Universitäten. Wir betreiben das, was man neuerdings so scharf von »Sport« zu trennen hat: wechten Sport. Wer diese romantische Beschreibung unseres Sportes zu schön gezeichnet, idealistisch schöngeistig findet, komme in die Stunden. Es geht tatsächlich so schön zu und her! Und dies, meine ich, ist zuviel wert, als dass man es vernachlässigen oder gar verhindern dürfte. Das Projekt darf nicht »einige« Jahre auf sich warten lassen, was für Gründe es auch seien, die das Bauvorhaben unterbrähe! Und Gründe gab es mehr als einen. Um diese Gründe oder Haken zu verstehen, braucht man sich Rechenschaft abzulegen über das komplizierte Procedere in den Räten, das gewählt werden musste, um bei geschätzten Kosten von 5,3 Mio. Franken (1955) eine unpopuläre Volksabstimmung zu vermeiden.

### Wir haben (zum Teil) Kredite

Bereits 1955 beschloss der Bund einen ersten Kredit von 1,3 Mio. \* Franken; 1962 »doppelte er nach« auf 2,9 Mio. Die Bundeskredite, als hälftige Beiträge - infolge hälftiger Benützung der Anlage durch die ETH - gerechnet, stützten sich auf die Angaben und Kredite des Kantons, der seinerseits, um eben diese Volksabstimmung zu vermeiden, seinen Kredit unter einer Million, auf 950 000, ansetzen musste. Er wurde 1960 gewährt und seitdem nicht mehr erhöht. Um die Hälfte der damals berechneten Kosten zu erreichen, belastete er den Sporttotofond mit 1,615 Mio. Dieser Betrag wurde 1962 auf 1,95 Mio. \* erhöht. Nun stehen also genau 5,8 Mio. zur Verfügung. Da aber, in-

folge der Abstimmungsklausel, infolge des ohnehin sehr hohen Sporttotofonds und infolge des sich nach diesen Beträgen richtenden hälftigen Bundesbeitrags, ein Teuerungsausgleich unmöglich war und da gemäss Regierungsratsbeschluss diese Kredite nur auf geschätzten Kosten basieren sollten, war eigentlich zum vornherein schon damit zu rechnen, dass sich Differenzen ergeben. Das meint Diggelmann mit »Fehlkalkulationen«.

Und tatsächlich: Die üblichen Teuerungen - infolge Baustopps, ein Jahr später um so deutlicher spürbar - und die etwas zu tief geschätzte Baumsumme, bewirkten, dass heute über 4 Mio. fehlen. Wenn das Geld nicht da ist, kann nicht begonnen werden. Wir verzagen aber noch längst nicht. Das Geld kann beschafft werden. Ein Umstand kommt uns nämlich zugute: Heute sind Kredite erst ab 3 Mio. im Kanton abstimmungspflichtig, so dass der Regierungsrat und Kantonsrat eigenmächtig ihren Kredit auf 2,9 Mio. erhöhen können. So wird auch der Bund um 2 Mio. erhöhen, womit die fehlenden 4 Mio. gewonnen wären...

Wir setzen nun unser volles Vertrauen in alle beteiligten Räte, dass sie, nachdem das grundsätzliche Ja längst gefallen ist, sehr rasch die noch fehlenden Beträge verabschieden werden. Wenn aber nicht alle Instanzen, und deren sind viele, mit grösstem Einsatz und unter Verzicht auf jede Art von Paragraphenreiterei die Sache unterstützen, wird eine Verschleppung über weitere Jahrzehnte möglich sein! Das ist allen Beteiligten längst klar. Sie wissen genau, dass das Geld beschaffbar ist, sie wüssten auch wie, sie wissen auch, dass, je rascher es geht, desto weniger Geld nötig ist. Und doch klappt es nicht. Man kann noch nicht weiterbauen, weshalb? Die Räte kommen gar nicht dazu, über weitere Kredite zu verhandeln. Ein Prozess ist hängig, und solange er nicht beendet ist, bleibt die Entwicklung stehen: Die mittlere Parzelle des Areals war im Juni 1934 von der Stadt zur Freihaltung einer Grünfläche zwischen Zürichberg und Adlisberg enteignet worden. Am 26. September 1963 reichten die Nachkommen des seinerzeit Enteigneten Dr. Schellenberg beim Verwaltungsgericht eine Klage auf Rückerstattung des Areals ein, das mit der Verwendung des Landes für die Sportanlage der ursprünglichen Zweckbestimmung der Enteignung preisgegeben wurde, da eines der geplanten Gebäude teilweise auf diese mittlere Parzelle zu stehen käme. Warum denn nur hat sich der Kläger nicht viel früher gemeldet? Er konnte nicht! Erst aufgrund des neuen städtischen Baurechts, das »schärfer« als das alte, selbst derartige Nutzbauten auf Grünzonen verbot, hat er eine

## Zum ETH-Tag

Liebe Studentinnen und Studenten,

die grossen Bauarbeiten in unserem Hauptgebäude verunmöglichen es leider, in seinen Räumen am ETH-Tag 1966 auch den traditionellen Poly-Ball durchzuführen. Die Vorfreude auf diesen Anlass, welche in früheren Jahren durch die verheissungsvoll ausgeschmückten Hallen, Korridore und Übungssäle ausgelöst wurde, fehlt uns dieses Jahr. Vom neu Entstehenden ist noch wenig zu sehen, und abgesperrte Durchgänge, Verschaltungen, Staub und Bauschutt scheinen die Feststimmung verbannt zu haben. Um so wichtiger ist deshalb, dass sich unsere Studentenschaft nicht verdriessen lässt und den 12. November gleichwohl als ihren Festtag empfindet. Um ihr die Teilnahme am Festtag zu ermöglichen, führen wir die Feier trotz allen Erschwernissen wieder in der grossen Halle des Hauptgebäudes durch. Die einzige Gelegenheit, unsere Studierenden mit den Behörden, Gästen und Freunden unserer Hochschule, den Professoren, Dozenten, ihren Mitarbeitern und dem Personal zu vereinigen, um einen Rückblick auf das verfllossene Studienjahr zu werfen und festlich ein neues zu beginnen, wollen wir uns nicht entgehen lassen. Je unübersichtlicher unsere Hochschule wird, und je mehr der gegenseitige Kontakt zwischen den Studierenden der verschiedenen Abteilungen verlorenzugehen droht, um so wichtiger wird es, das Gefühl der Zusammengehörigkeit anlässlich unseres ETH-Tages zu pflegen. Helfen Sie durch Ihre Teilnahme mit, unserem Stiftungsfest auch in den verstaubten Hallen jugendlichen Glanz zu geben!

Ihr Rektor der ETH

Hans Leibundgut

Programm (siehe Seite 12)

Handhabe für seinen Prozess bekommen.

Wir sind überzeugt, dass eine Verständigung im Laufe dieses Jahres noch erreicht werden kann.

Denn Stufe für Stufe - der Prozess ist die erste - müssen erneut alle Schwierigkeiten gemeistert werden. Alle Räte müssen ihre Zusatzkredite beschliessen, bevor man wirklich weiter bauen kann. Wir erwarten alle guten Willen und Durchhaltekraft eines jeden, aber auch grosszügige Nachgiebigkeit, sogar in wichtigen Punkten, weil jede noch so grosse Einzelheit im Sinne des Ganzen zurücktreten muss.

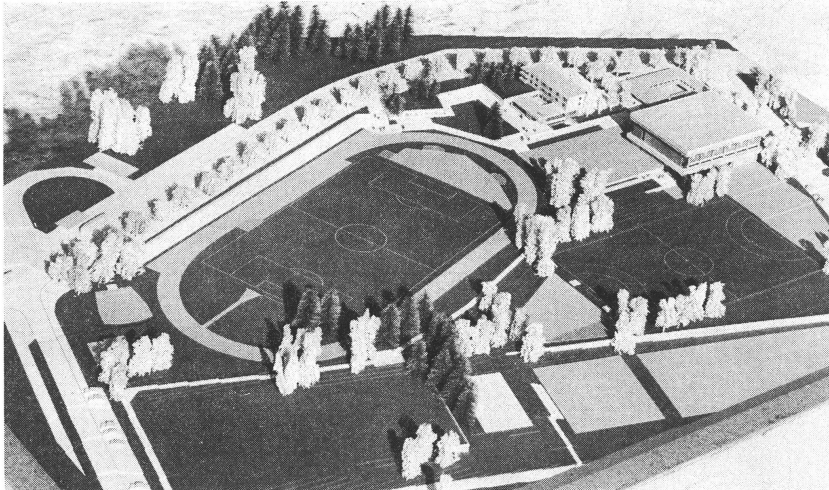
Sport ist eine enorm wichtige Angelegenheit geworden, was die Zürcher Studenten selbst längst erkannt haben: Sie treiben offensichtlich mehr Sport als die anderen Hochschulen. Und diesem vermehrten Bedürfnis muss entsprochen werden, denn es lohnt sich auch finanziell auf die Dauer: Die besonders bei Akademikern zunehmende Frühinvalidität enthält dem Staat Kräfte und Steuergelder vor, deren er dringend bedürfte: Ob ein Ingenieur, Architekt, Manager, usw. bis 55 oder 65 arbeiten kann, ist nämlich weiss Gott nicht unwesentlich. Der Herzinfarkt z.B., die häufigste Art von Frühinvalidität, resultierend aus Bewegungsmangel, zuviel Essen und zuviel Arbeit, kann durch Sport, der raschere Erholung und geistig grössere Leistungsfähigkeit ermöglicht, zum grösseren Teil verhindert werden. Sport macht sich also bezahlt. Es ist auch aufschlussreich, festzustellen, dass der körperlich leistungsfähige, also tur-

Fortsetzung auf Seite 2

\* Dürfen wir Herrn Bosshards »Kleine Anfragen« nebenbei berichtigen?

Er schreibt nämlich: »Im Jahre 1955 hatten die eidgenössischen Räte einen Kredit von Fr. 2 565 000.- bewilligt. Seine falsche Angabe hat er vermutlich aus dem »Antrag des Regierungsrates vom 21. Juli 1960 über die Bewilligung eines Kredites für die Errichtung einer Hochschulsportanlage«, den er allerdings falsch verstanden haben muss.

Er scheint auch nichts zu wissen von der Erhöhung des Sporttotofonds von 1 615 000 auf 1 950 000.



Das Projekt für die Hochschulsportanlage auf der Allmend Fluntern von Architekt Dr. E. R. Knufer.





Ehrenvoller Abschied: Dr. Bosshardt beim Diner in der Zunftstube zur Schmidten. Links von ihm Schulratspräsident Minister Burckhardt und (stehend) Prof. Dr. Saxer. Rechts Prof. Dr. Leibundgut, Rektor der ETH.

## Wir danken Dr. Bosshardt

Normalerweise müssen wir es im z. unterlassen, verdiente Leute der ETH oder der Uni ausdrücklich zu würdigen. Der wegen Erreichens der Altersgrenze zurückgetretene Sekretär des Schweizerischen Schulrates, Dr. Hans Bosshardt, ist aber zweifellos eine Ausnahme wert, denn für seine langjährige Tätigkeit im schweizerischen Hochschulwesen und für sein besonderes Interesse an uns, den Studenten, gehört ihm auch unser spezieller Dank. Viele mögen ihn persönlich aus seiner Sprechstunde kennen, wo er meist zwar überbeschäftigt, doch trotzdem nicht »geschäftig«, ja sogar herzlich die grossen und kleinen Probleme der Stipendien oder eines Auslandsaufenthaltes lösen half, und manche werden vielleicht in Zukunft am Vorzimmer zur Schulratskanzlei jene angenehme Eigenheit ver-

missen, jene ungezwungene Atmosphäre, die das laute, herzliche Lachen aus dem Zimmer Dr. Bosshardts schuf.

Schon als Jusstudent an der Universität Zürich interessierte sich Dr. Bosshardt in erster Linie für die Angelegenheiten der Hochschule. So war er anfangs der zwanziger Jahre Delegierter im VSS (Verband Schweiz. Studenten-schaften). Als Vertreter für Internationales kam er auch mit dem neugegründeten WUS (World University Service) in Kontakt, einer Organisation, die sich vor allem mit den Studienbedingungen in allen Ländern der Welt auseinandersetzt und bis heute zu einer eigentlichen studentischen Entwicklungshilfe für Hochschulen unterentwickelter Länder ausgeweitet wurde. Während der Kriegsjahre war Dr. Bosshardt ihr internationaler Präsident. Damals gründete er auch die schweizerische Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten.

Nach kaum beendeten Studien im Jahre 1930 erhielt Dr. Bosshardt das hohe Amt des Sekretärs des Schweizerischen Schulrates. Seine 36jährige Amtszeit zu überblicken fällt nicht nur einem Aussenstehenden schwer, musste sich doch selbst der jetzige Schulratspräsident Minister Dr. Burckhardt beim Abschiedessen zu Ehren Dr. Bosshardts »hohmüchtige«, wie er zugab, auf eine quantitative Wertung beschränken. Dr. Bosshardt habe nämlich während seiner Amtszeit nicht weniger als rund

6280 Schulratsgeschäfte vorbereitet, ungefähr 150 000 Besucher empfangen und 433 000 Dokumente mit seiner Unterschrift versehen. Ein guter Sekretär, wahrhaftig! Seine ausgezeichnete Kenntnis des ganzen schweizerischen Hochschulwesens und speziell sein Wissen über alles an der ETH, deren personelle, technische, bauliche und organisatorische Entwicklung und Anpassung über 36 Jahre, seine Erfahrung im schweizerischen Stipendienwesen, das er über Jahrzehnte verwaltet und dem er in der kurzeit begonnenen Neuorganisation weiterhin seine besten Kräfte zur Verfügung stellen wird, all das scheint auf den ersten Blick nur Wissen, nur Erfahrung eines guten Sekretärs zu sein, der die anfallenden Geschäfte nur kennt, weil er sie eben vorbereitet. Wie weit er Beschlüsse dabei selbst wesentlich beeinflusste, ist nicht leicht abzuklären. – Dieses auffallende Sichzurückstellen Dr. Bosshardts, so angenehm es sonst sein mag, für Chronisten ist es offenbar höchst unangenehm!

Was uns Studenten in besonderer Weise freuen darf, ist das grosse Interesse, welches Dr. Bosshardt zeit seines Lebens spezifisch studentischen Anliegen entgegenbrachte und sicher auch noch in Zukunft entgegenbringen wird. So war er zum Beispiel lange Jahre Präsident der Betriebskommission für das Studentenheim, das unter ihm tatsächlich noch jenes Heim sein konnte und war, wo sich Studenten zu Tanz, Diskussion, Musikvorträgen und gemeinschaftlichen Anlässen aller Art zusammenfanden. Zusammen mit Dr. Schneider gründete er 1939 den ASVZ, den studentischen Sportverband, aus dessen Präsident er sich noch heute sehr aktiv – nicht etwa in der Sporthalle – mit finanzverwaltenden Behörden bemüht. Von der studentischen Zimmernot über Mensafraßen zur Hilfsaktionen verschiedenster Zweckbestimmung, von Protestmärschen bis zu Studentenforen, kurz und gut, alles, was je die Gemüter vieler kurzlebiger Studentengenerationen erregte, war auch irgendwie sein Anliegen, und was immer jugendliche Köpfe unerfahrener Studentenfunktionäre ausdachten, kam oft nur durch seine Hilfe zustande oder blieb, wenn es sein musste, glücklicherweise unterwegs.

Das Arbeitspensum Dr. Bosshardts war erstaunlich; seine Arbeit werden in Zukunft wahrscheinlich zwei Leute übernehmen müssen, die endgültige Verteilung wurde noch nicht vorgenommen. Seit 1. November ist Dr. Dänzer neuer Sekretär des Schweizerischen Schulrates. Verschiedene Aufgaben, zum Beispiel die bereits erwähnte Neuorganisation des Stipendienwesens, nicht für alle Öffentlichkeit bestimmte Extraufträge des Bundesrates und die Vertretung des Schweizerischen Schulrats in verschiedenen Kommissionen wird Dr. Bosshardt auch weiterhin beibehalten. Für seine weitere Tätigkeit wünschen wir ihm neben guter Gesundheit vor allem etwas mehr Freizeit.

## VSETH und Oststudentenschaften

Im vergangenen akademischen Jahr hat unser Verband seine Beziehungen zu den Studenten hinter dem Eisernen Vorhang gepflegt und weiter vertieft. In den Frühlingsferien weilten unser Präsident und der Quästor für einige Wochen in verschiedenen Oststaaten.

Im Sommersemester versuchten wir dann zweimal, zwanzig Studenten zu finden, um unsere Austausche mit Polen und der Tschechoslowakei zu verwirklichen. Ob nun der Preis zu hoch, das Datum schlecht gewählt, das Programm miserabel oder die Propaganda ungenügend war, eines stand fest: Am Stichtag hatten wir nur vier Anmeldungen, und zwar keine einzige vom Poly!

Sehr enttäuscht, vor allem auch, weil positive Vorschläge von seiten der Studenten ausblieben, sagten wir den Austausch mit Gliwice ab. Eine Absage an Brno fiel uns zu schwer. Dort hatten wir ja mit zwei Dozenten und nicht mit einer kommunistischen Organisation verhandelt. Auch war die Selektion der Teilnehmer schon aufgrund einer Semesternote erfolgt, und die betreffenden Auserwählten hatten sich mit Deutschunterricht bereits auf die Reise vorbereitet. – Der Vorstand beschloss deshalb, ohne allerdings vorerst eine Finanzierungsmöglichkeit zu sehen, 20 Studenten einfach einzuladen.

Was und wie es nachher geschah, weiss eigentlich keiner mehr ganz genau, ausser unserer Sekretärin, denn plötzlich waren die Spenden da, aus der Industrie, von der Pro Juventute und von der Pro Helvetia. Zahlreiche Zürcher Familien erklärten sich spontan bereit, Leute aufzunehmen, die Studentenschaften anderer Hochschulen waren über Nacht mit dabei, und was wir eine Zeitlang kaum gehofft hatten – einige Wochen später waren die Tschechen wirklich in der Schweiz. Die ersten fünf Tage verbrachten sie in Zürich bei hilfsbereiten Familien und tagsüber auf Besichtigungen, dann reisten sie für fünf Tage ins Tessin, das Wallis und den Jura, wobei sie auch die Universitätsstädte Lausanne, Genf, Freiburg und Bern besuchten. Nachher mussten wir sie leider noch in einem Arbeitslager auf dem Hasliberg unterbringen. Sie halfen mit beim Bau eines Berghauses und einer Wasserleitung, und zwar so selbstverständlich, dass es uns zum Schluss gar nicht mehr so unangenehm war.

Der Abschied war beinahe rührend. Wir hatten alle das Gefühl, wir hätten uns auf eine sehr angenehme Weise kennen und verstehen gelernt. Ich glaube, damit wurde doch der Zweck erreicht. Allen, die uns dazu halfen, danken wir herzlich. Ganz besonders: Bravo Christa! Maurice Rubbens

zeichnenderweise nur davon, »dass der erwerbsfähige Sohn reicher Eltern, der auf deren Kosten ein geruhames Leben führt, nur die Personaltaxe zu zahlen hätte«. Der Sohn von Beruf als spontane Assoziation gegenüber einem Studenten!

Der Militärpflichtersatz aber ist ja »keine Steuer, sondern das zusätzliche Opfer, welches den Lasten, Mühen und Risiken der nicht erbrachten Dienstleistung entspricht«. Die Studenten nehmen oft freiwillig ein anderes Opfer auf sich, indem gerade sie häufig Beförderungsdienste leisten (genau: zu leisten haben) und, während andere dabei einen grossen Teil ihres Lohnes beziehen, sich mit den Minimalansätzen der Erwerbsausfallentschädigung begnügen müssen. Freilich ist dieses Minimum heute so angesetzt, dass aus dem Militärdienst selbst meist keine zusätzlichen Kosten erwachsen. (Es ist deshalb unrichtig, wenn von demjenigen, der Zuwendungen und Militärpflichtersatz leistet, gesagt wird: »Seine Leistungen für den ersatzpflichtigen Studenten werden aber geringer sein, als sie es wären, wenn sich daraus eine Verlängerung des Studiums ergibt.«) Doch können Beförderungsdienste eine Verzögerung des Studiums bis zu einem Jahr und damit einen beträchtlichen Verdienstausfall bewirken. Gewiss ein zusätzliches Opfer, das von Studenten oft nur zu unbedenklich erwartet wird.

Das sei jedoch unbestritten und nur erwähnt, um darauf hinzuweisen, dass zur Berechnung des Erwerbsausfalls der Student kein Einkommen hat, dass er für den Militärpflichtersatz jedoch bei seinem Auskommen gepackt wird. Auf der einen Seite achtet man so sehr darauf, den Studenten beim Ersatzopfer nicht zu kurz kommen zu lassen, dass man es gar ungerechterweise einem Dritten aufbürdet, um ja keinen reichen Sohn zu privilegieren; andererseits aber erwartet man vom Studenten grosszügige Zusatzopfer in einem Zeitpunkt, da man sie noch mit Arbeitslosenentschädigungen vergüten kann!

## Empfang beim Stapi

Was 1964 noch nicht so ganz klappen wollte, ging diesmal zu voller Zufriedenheit aller Beteiligten vor sich, nämlich das Weekend der ausländischen Studenten in einer Zürcher Familie. Am 29. Oktober lud der VSETH alle neuimmatrikulierten ausländischen Kommilitonen zu einer Stadtrundfahrt mit anschliessendem Empfang beim Stadtpräsidenten ein. Dort hatten sie Gelegenheit, mit schweizerischen Familien Kontakt aufzunehmen und ein Weekend in deren Kreis zu verbringen.

Alljährlich beginnen sehr viele Studenten aus fast allen Ländern der Welt einen Studienaufenthalt in der Schweiz, sei es, dass sie ihr ganzes Studium hier zu machen gedenken, oder sei es nur zu einem Auslandsstudienjahr oder zu sogenannten post graduate studies. Allein dieses Jahr waren von den rund 1000 neuimmatrikulierten Studenten der ETH ungefähr 200 ausländischer Nationalität. Die Schweiz steht nach der Gesamtzahl der ausländischen Studenten von allen Ländern der Erde an achter Stelle, prozentual (rund jeder vierte Student ist Ausländer) dürfen wir in den vorersten Rängen stehen. Die damit gegebene ausgezeichnete Gelegenheit zu weltweitem Kontakt – oft hat man allerdings den vagen Eindruck, eine gewisse schweizerische Beschränktheit unter den Studierenden belasse es im wesentlichen bei der Möglichkeit – ist nicht nur für uns Studenten, sondern vor allem für unsere gesamte Wirtschaft von unschätzbare Bedeutung.

Der VSETH versuchte in diesem Jahr auf seine Art, den neuankommenden Kommilitonen die Ankunft in ihrem Gastland zu erleichtern. Ueber Presse und Rundfunk suchte er gastfreundliche Zürcher Familien, welche für ein Wochenende oder auch nur für einige Stunden einen ausländischen Studenten aufnehmen wollten, um ihm die Einblicknahme in unsere schweizerischen Verhältnisse zu erleichtern. Ueberraschenderweise waren dazu sehr viele Familien bereit, sogar mehr als interessierte Ausländer. Etwa 70 Kommilitonen nahmen nämlich an der Stadtbeförderung teil, und rund die Hälfte wünschte und verbrachte auch nachher wirklich ein Wochenende in einer Familie.

Vor zwei Jahren war ein ähnlicher Versuch weniger erfolgreich, weil damals die ausländischen Kommilitonen einzeln ihre Gastfamilien aufzusuchen hatten. Ein gewisser Rahmen, ein Höhepunkt fehlte, nämlich der Empfang beim Stadtpräsidenten. War es der Aperitif aus gepflegtem Keller, der kleine Imbiss oder ganz einfach die Ambiance, welche die Kontaktnahme so ungezwungen vor sich gehen liess? Für einen Augenblick schien jedenfalls jene internationale Atmosphäre der Verständigung geschaffen, die der Stadtpräsident in seinem Begrüssungswort für jede Form der Zusammenarbeit gewünscht hatte.

Insbesondere dem Stadtpräsidenten und den zuvorkommenden Zürcher Familien sei an dieser Stelle im Namen aller ausländischen Kommilitonen und des VSETH herzlich gedankt. Allen unseren Kommilitonen wünschen wir einen angenehmen und erfolgreichen Studienaufenthalt.

## Studenten, Geld und Militär

Ein Student hat es gewagt: Er hat sich bis vor Bundesgericht beschwert über die Bemessung des Militärpflichtersatzes. Das Gesetz schreibt eine Personaltaxe von 15 Franken und eine Einkommensteuer vor. Für Studenten ist nun von besonderer Bedeutung, wie man in der nützlichen Broschüre des VSS »Student und Militär« nachlesen kann, »dass als Einkommen auch die Zuwendungen gelten, die der erwerbsfähige Ersatzpflichtige von Verwandten oder Dritten erhält, um seinen und seiner Familie Lebensunterhalt und Aufwand zu bestreiten, mit Ausnahme der Zuwendungen, die unmittelbar zu seiner beruflichen Ausbildung verwendet werden müssen«. Auch Stipendien gehören zu den Zuwendungen, Darlehen jedoch nicht. Als unmittelbar zur Ausbildung gehörig werden nur Kollegiengeelder, Ausgaben für Schulmaterial, Examengebühren und ähnliches verstanden. Dies hatte der Student in seiner Beschwerde als unzulässig einschränkende Auslegung empfunden. Sie entspricht jedoch dem Sinn des Ge-

setzes, und deshalb wies das Bundesgericht die Beschwerde ab.

Die Begründung des Bundesgerichts, wie sie in einer Darstellung vom 3. September in der NZZ-Morgenausgabe vom 16. Sept. wiedergegeben wurde, gibt doch zu einigen Überlegungen Anlass.

Man sei sich bewusst, hiess es, »dass derjenige, der für den Lebensunterhalt des Ersatzpflichtigen sorgt, in der Regel auch dessen Militärpflichtersatz und die auf jenen Zuwendungen beruhende Einkommensteuer bezahlen wird«. Ist es der Vater, der mit den Studienkosten ein oft einschneidendes Opfer bringt, das bei seiner Steuer in keiner Weise berücksichtigt wird, so wird von ihm also auch das Ersatzopfer für nicht geleisteten Militärdienst bezahlt. Wird das Studium mit Stipendien bezahlt, so ist der Widerspruch offensichtlich, dass diese vom Staat wiederum besteuert werden. Am härtesten trifft es den Werkstudenten, der seinen Lebensunterhalt nebenher verdienen muss. Daran wird jedoch gar nicht gedacht. Das Bundesgericht spricht be-

# Dissertationen vom Truninger

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger  
Uraniastrasse 9  
8001 Zürich  
Tel. (051) 23 16 40

sind qualitativ hochstehend und preisgünstig

Wir beraten Sie absolut unverbindlich

# Wer hat Angst vor grossen Krediten?

## Strategie gegen potentielle Neinstimmer

Wird uns der Stimmbürger die nächsten grossen Hochschulkredite versagen, werden wir auf all die Bauten, die wir so dringend benötigen, verzichten müssen? Wir können es uns nicht leisten, irgendeine Hochschulvorlage bachab gehen zu lassen. Es ist unsere Aufgabe, das mit allen Mitteln zu verhindern, nachdem wir einmal die Gefahr deutlich erkannt haben. Mit der Mensa und dem Institutsgebäude haben wir zwar noch einmal Glück gehabt, aber wir dürfen uns nicht auf das Glück verlassen: Können wir den Stimmbürger für ein überzeugtes Ja gewinnen? lautet die Hamletfrage.

## Ausbau der Universität, Strickhofprojekt in Gefahr?

Am 11. Sept. 1966 haben die Stimmbürger des Kantons Zürich dem Kredit von 4.4 Millionen Franken für den Bau einer Mensa für die Studierenden der Universität Zürich mit 87 654 Ja gegen 48 523 Nein zugestimmt. Alle, die sich seit Jahren für die Errichtung einer Mensa eingesetzt haben, konnten aufatmen: Die Mensa kommt! Doch halt! Sind da nicht etwas viel Neinstimmen? Am gleichen Sonntag haben die Zürcher Stimmbürger mit 108 645 Ja gegen 9400 Nein einem kantonalen Gesetz über Ergänzungsleistungen zur AHV und IV zugestimmt. Beim Vergleich der beiden Resultate stellt man plötzlich ernüchtert fest, dass die Ja- und Neinstimmen bei der Mensa eigentlich bedrohlich nahe beieinander liegen. Hätten nur 10 000 Stimmbürger statt ein Ja ein Nein in die Urne gelegt, der Mensakredit wäre glatt versenkt worden! Bei der AHV-Abstimmung würde eine solche Verschiebung kaum auffallen. Bei der Mensa haben über 40 Prozent der Stimmenden ein Nein eingegeben, und das, obwohl sämtliche Parteien das Kreditbegehren unterstützt haben, obwohl keinerlei Opposition bestand.

Am 16. Oktober 1966 haben die Stimmberechtigten des Kantons Zürich einen Kredit von 6,7 Millionen für ein überaus dringend benötigtes Institutsgebäude der Universität an der Freiestrasse mit 81 426 Ja gegen 66 160 Nein knapp angenommen. Die Neinstimmen erreichten diesmal sogar knapp 45 Prozent. Von den elf Bezirken des Kantons haben vier, nämlich Hinwil, Pfäffikon, Winterthur (!) und Andelfingen, die Vorlage verworfen, in den Bezirken Affoltern und Dielsdorf war der Ja-Uberschuss nur ganz knapp. Dabei war dieser Kredit überhaupt nicht umstritten! Ja es ging nicht einmal mehr um eine Mensa, wo man noch einigermaßen zu Recht der Ansicht sein konnte, die Verpflegung der Studenten sei nicht Sache des Staates; es ging um ein Institutsgebäude, ohne das das ganze Programm, unsere Universität durch eine kritische Phase hindurchzusteuern, über den Haufen geworfen worden wäre.

Besonderes Aufsehen muss noch die Tatsache erregen, dass in der zweiten Abstimmung, die knapper ausfiel, die Stimmbeteiligung 54% betrug, während an der Mensaabstimmung nur 43% der Stimmberechtigten teilnahmen. Die Neinstimmen nehmen also bei steigender Stimmbeteiligung stärker zu. Daraus lässt sich der Schluss ziehen, dass das Reservoir der Neinstimmer gross ist als das der Zustimmung. Man darf behaupten, dass wir auf Jahre hinaus weder Mensa noch Institut hätten, wenn auch nur eine Partei gegen den Kredit Stellung genommen hätte, wenn sich auch nur eine unbedeutende, aber organisierte Opposition gezeigt hätte. Und diese Tatsache gibt Anlass zu Bedenken. Denn

## Wie soll das weitergehen?

Der Regierungsrat hat in seinem diesen Sommer veröffentlichten Bericht über die voraussichtliche Entwicklung des Finanzhaushalts unseres Kantons bis zum Jahre 1970 auch ein Bauprogramm des Kantons Zürich vorgelegt. Die Bauvorhaben sind entsprechend ihrer Dringlichkeit in vier Gruppen eingeteilt. Innerhalb der Gruppen bestimmt ebenfalls die Dringlichkeit den Rang. Dabei wird zum vornehmsten schon betont, dass in den nächsten vier oder fünf Jahren nur Bauten erster und zweiter Dringlichkeit in Angriff genommen werden könnten. Die Bauvorhaben dieser beiden Gruppen sind im nebenstehenden Kästchen aufgeführt.

Das Total der Baukosten nur dieser ersten beiden Dringlichkeitsstufen macht den Betrag von 1 157 600 000 Franken aus! Ueber eine Milliarde also. Und alle diese Kreditgesuche unterliegen der Volksabstimmung, geht doch die Finanzkompetenz des Kantonsrates nur bis zu 3 Millionen Franken! Ein Blick auf die Kostenseite zeigt, dass die

Halbte der Ausgaben für die Erweiterung der Universität auf dem Strickhof aufgebracht werden muss. Ein weiterer Blick auf die Art der Bauvorhaben zeigt, dass es sich bis auf wenige Ausnahmen um Universitäts- und Spitalbauten handelt (wobei in den Kliniken meist noch Hörsäle für die Medizinstudenten geplant sind). Endlich muss bei diesem Tanz der Millionen noch hinzugefügt werden, dass selbst bei einer massiven Steuererhöhung, die in den nächsten Wochen mit tödlicher Sicherheit erfolgen wird, die Finanzierung dieser Bauvorhaben bei weitem noch nicht gesichert ist. Die Finanzlage des Kantons ist alles andere als rosig. Es lohnt sich angesichts dieser in die Hunderte von Millionen gehenden Ausgaben und der zu erwartenden Steuererhöhung, sich über die Ueberlegungen des Stimmbürgers Gedanken zu machen.

## Was denkt der Stimmbürger?

Der Schreibende wurde vor der Abstimmung über den Mensakredit von der Freisinnigen Partei Winterthur freundlicherweise eingeladen, an einer Parteiversammlung ein Referat über das Mensaprojekt zu halten. Im Gespräch dieses Abends wurde die Frage aufgeworfen: Ist es zu verantworten, vierzehnhundert Millionen Franken für sechstausend Studenten auszugeben? Das macht ja fast 1000 Franken für jeden Studenten aus! So bestechend die Ueberlegung ist, so falsch ist sie natürlich (sie wird übrigens noch grotesker, wenn man 4,5 Mio. statt auf sechstausend Studenten auf die hundertachtzig Plätze der Mensa aufteilt). Auch ein Spitalbett kommt mit dieser Ueberlegung auf einen astronomisch hohen Preis zu stehen. Die Ueberlegung ist zwar falsch, was den Stimmbürger aber nicht hindert, sie trotzdem zu machen. Und wenn er sie beim Strickhofprojekt machen wird, so kommt er auf den Betrag von 100 000 Franken für jeden Studenten! Und wenn er die präkäre Finanzlage des Kantons und die Steuern, die er bezahlt, bedenkt, dann macht er sich eine zweite falsche Ueberlegung, die von der Frage ausgeht: Universität oder Spital?

Wenn sich der Stimmbürger die Frage stellt: Was ist wichtiger, die Errichtung von Gebäuden für die Universität oder der Ausbau und Neubau von Spitalern?, dann wird sich genau wiederholen, was im Vergleich Mensa-Abstimmung – AHV-Ergänzungsleistungen und beim Institutsgebäude geschehen ist. Wie der Bürger sich dort gesagt hat: Alt werde ich auch einmal, alt wird jeder einmal (oder hofft es wenigstens zu werden), in die Mensa essen werde ich aber nie, so wird er sich in diesem Fall sagen: Krank werden, ins Spital kommen kann jeder einmal, das kann auch mir passieren, also ist es wichtig, dass es Spitaler gibt! Was jetzt mir aber die Universität?

Je grösser der Betrag eines Kredites wird und je höher die Steuern klettern werden, umso mehr Gedanken wird sich der Stimmbürger machen. Kein Zweifel, dass der Betrag von 500 Millionen Franken ihn schockieren wird. Es sei daran erinnert, dass vor wenigen Jahren in einer Volksabstimmung in

der Stadt Zürich der Bau einer Untergrundbahn abgelehnt wurde, weil sie eine halbe Milliarde gekostet hätte, und das obwohl sie vielen zugute gekommen wäre. Von einer Untergrundbahn profitieren auf den ersten Blick mehr Leute als von einer Universität.

Zwar hat sich das Zürcher Volk bis jetzt gegenüber der Universität von anerkennenswerter Aufgeschlossenheit gezeigt. Wenn nun aber die wirklich grossen Beträge kommen, wenn die Finanzlage des Kantons immer prekärer wird, wenn eine organisierte Opposition auftritt (in Sachen Strickhof gibt es sie bereits, da immer noch kein Standort für die Landwirtschaftliche Schule gefunden ist), dann müssen nur noch einige den oben erwähnten Ueberlegungen zum Opfer fallen, und es ist um den Ausbau unserer Universität geschehen. Es sind dann gerade die 10 000, die bei der Mensa-Abstimmung, oder die 8000, die beim Institutsgebäude den Ausschlag gegeben haben. Je kritischer die Sache wird, umso weniger Neinstimmen mehr braucht es, die nächste Vorlage zu verwerfen... Und ein Nein kann scheinbar vernünftig sein, denn lohnen sich:

## Millionenbeträge für nur wenige

Die oben gezeigten Ueberlegungen sind zwar abwegig, und trotzdem haben sie einen wahren Kern: Wir Studenten sind eine kleine überaus privilegierte Schicht! Jeder Student kostet den Kanton Zürich pro Jahr die exakte Summe von 9199 Franken, bei einem Studium von zwölf Semestern also glatt 55 194 Franken! Für jeden Mediziner, der abschliesst, hat der Staat sogar über 120 000 Franken auf den Tisch gelegt! Diese unglaublich erscheinenden Zahlen können von jedermann im Bericht Labhardt nachgelesen werden.

Für jeden Mediziner, der abschliesst, hat der Staat sogar über 120 000 Franken auf den Tisch gelegt! Diese unglaublich erscheinenden Zahlen können von jedermann im Bericht Labhardt nachgelesen werden.

Der Kanton Zürich zählte am 1. Jan. 1966 1 039 199 Einwohner. Von den an unserer Uni im letzten Semester immatrikulierten 6327 Studenten hatten 281 Eltern mit Wohnsitz im Kanton. Die Studenten machen also gut ein halbes Prozent der Bevölkerung aus, die Zürcher etwas mehr als ein Viertelprozent. Von sehr vielen wird für sehr wenige sehr viel Geld ausgegeben!

## Der Bund soll zahlen!

Die Tatsache, dass mehr als die Hälfte der Studierenden an der Universität Zürich aus anderen Kantonen

## Eine brennende Aufgabe für die Studentenschaft

Es muss unbedingt etwas unternommen werden, damit der Ausbau der Universität nicht gefährdet wird. Die Verantwortung dafür tragen in allererster Linie die Direktbetroffenen, wir, die Studentenschaft. Wir wissen, unter welchen unhaltbaren Umständen zurzeit an einzelnen Fakultäten und Instituten gearbeitet werden muss; wir sehen, was nötig ist. Dies genügt aber nicht. Es geht darum, dass der hinterste und letzte Stimmbürger des Kantons davon überzeugt ist, dass ihm persönlich die Universität ebensosehr, wenn nicht mehr als ein Spitalbett oder eine AHV-Ergänzungsleistung nützt! Zweitens müssen die prekären Umstände, unter denen heute gelehrt, gelernt und geforscht wird, dem Volk gezeigt werden. Und endlich muss bei den kommenden Volksabstimmungen

Geschätzte Baukosten  
in Millionen Fr.

4,4	
6,7	
148	
78,5	
rund 10	
rund 70	
rund 30	
rund 75	
rund 40	
rund 5	
rund 30	
rund 70	
mehr als 500	
rund 10	
rund 15	
rund 10	
rund 25	
rund 5	
rund 25	



Wird der Stimmbürger der Wissenschaft und damit jedem einzelnen Studenten Hilfe versetzen, die nicht so leicht zu parieren sind.

stammen, lässt sofort die Aufforderung ertönen: Der Bund soll zahlen! Sind die erwähnten finanziellen Befürchtungen mit der Bundeshilfe an die kantonalen Hochschulen gegenstandslos geworden? Wer das meint, täuscht sich sehr. Erstens wird der Bund bei weitem nicht Gelder in dem Umfang bereitstellen können, wie es nötig ist und wie der Bericht Labhardt folgert. Wer hier anderer Ansicht ist, hat den eidgenössischen finanzpolitischen Sommer 1966 verschlafen! Die Finanzklemme des Bundes ist noch grösser als die des Kantons. Für unser Problem ändert sich zudem nichts, ob das Geld vom Kanton oder vom Bund kommt. Zwar rätseln die Juristen in Bern noch am Problem herum, es ist aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass mit den Hochschulsubventionen das gleiche passieren wird wie mit den übrigen Bundessubventionen: sie müssen in der Finanzrechnung des Kantons erscheinen. Mit anderen Worten: Es braucht nach wie vor für praktisch alle Kredite eine Volksabstimmung. Der gute Wille der Behörden, des Regierungsrats und Kantonsrats allein nützt nichts; es ist und bleibt der zürcherische Stimmbürger, der mit dem Stimmzettel in der Hand über das Schicksal unserer Universität entscheiden wird!

»Von Tag zu Tag« eignet sich vorzüglich. Daneben müssen aber auch besondere Sendungen über die Hochschule, ihre Arbeit und ihre Probleme ausgestrahlt werden. Alles unter Mitwirkung von Dozenten und Studenten. Wieder einmal sind uns unsere welschen Mit-eidgenossen, die die gleichen Probleme haben, zuvorgekommen: Radio Suisse Romande hat beschlossen, von Oktober 1966 an regelmässig am letzten Freitag des Monats während einer Stunde über diese Probleme in der Sendung »l'heure universitaire« zu berichten! Die Studentenschaften wurden zur Mitwirkung eingeladen. Wo bleibt unser »Schweizer Radio«? Wo bleiben unsere Studentenschaften? Vielleicht das wirkungsvollste Mittel sind aber Fernseh-sendungen. Die Television erreicht Leute, die die Universität nur vom Hörsaal kennen. Sie hat ein breites Publikum. Sie eignet sich vorzüglich für unsere Zwecke. Regelmässig muss in der »Antenne« und in der Tages-schau, aber auch in speziellen Programmen über die Universität und ihre Arbeit im Dienste der Allgemeinheit berichtet werden. Studenten, Assistenten und Dozenten aus allen Fakultäten müssen mit Geschick von ihren Arbeiten und Problemen erzählen. Das Interview, das der Schreibende im letzten Wintersemester als Präsident der Studentenschaft im Schweizer Fernsehen gegeben hat, war nur ein bescheidener Anfang. Mehr als einmal haben Zeitungen und Fernsehen ihre Bereitschaft bekundet, regelmässig über die Uni zu berichten. Endlich kann auch in der Filmwochenschau über die Probleme berichtet werden.

Vor wichtigen und gefährdeten Abstimmungen muss ein wahres Trommelfeuer losgelassen werden. Wo immer es geht, muss dem Bürger gezeigt werden, was die Universität ihm direkt oder indirekt nützt. Ein gutes Beispiel haben seinerzeit die Veterinäre gegeben, als es beim Neubau der veterinärmedizinischen Fakultät auch um einen grossen Betrag ging und die Sache umstritten war. Sie haben durch eine geschickte Aktion weite Volkskreise erfasst. Ueberhaupt haben es die Mediziner am leichtesten, hier mit Erfolg zu arbeiten. Da sie die teuerste Fakultät haben, darf man auch auf ihren Einsatz zählen. Aber auch die Phil-Iler haben gute Möglichkeiten. Das Zoologische Institut hat mit den beiden vielbesuchten Ausstellungen »Amphibien der Schweiz« und »Reptilien der Schweiz« Leute in die Universität gebracht, die sie kaum von ferne kannten. Man spürt, dass der Direktor dieses Instituts, Prof. Hadorn, in Fragen der Universitätsplanung und im Umgang mit der Öffentlichkeit erfahren ist. Auch die im physikalischen Institut durchgeführten Führungen waren erfolgreich. Warum soll man aber nicht einmal ein altes, unter prekären Verhältnissen arbeitendes Institut zeigen? Was die Phil-Ier könnten, hat Prof. Meyer anlässlich der Einweihung des renovierten Historischen Seminars mit seinem Referat gezeigt. Den Germanisten wird sich bei der Einweihung ihres Seminars eine entsprechende Gelegenheit bieten. Warum in diesem Zusammenhang nicht den Sprachatlas der deutschen Schweiz einer weiteren Öffentlichkeit vorstellen (die seinerzeitige Präsentation im Radio war unbefriedigend)? Publicity, Public Relations oder, wie unsere deutschen Kommilitonen sagen, »Öffentlichkeitsarbeit« muss ganz gehörig intensiviert werden. Hier öffnet sich der Studentenschaft ein Arbeitsfeld, auf dem bis jetzt viel zu wenig getan wurde. Wenn dieses brennende Problem jetzt nicht angegangen wird, wird es zu spät sein. Wenn die Studentenschaft sich hier nicht zu einem massiven und organisierten Einsatz aufrafft, dann ist der Ausbau der Universität gefährdet, weil das Volk die nötigen grossen Kredite nicht gewähren wird! Franz Germann

**Cafeteria**  
**WELLENBERG**

am Hirschenplatz  
nächst Zentralbibliothek  
und Hochschulen

Der traditionelle Treffpunkt  
der Studenten zum guten Essen  
und zum gemütlichen Plausch.

**NEU**

Gegen Vorweisung der Legi  
erhalten Studenten zu jedem Menü

**GRATIS**

einen Kaffee nach ihrer Wahl

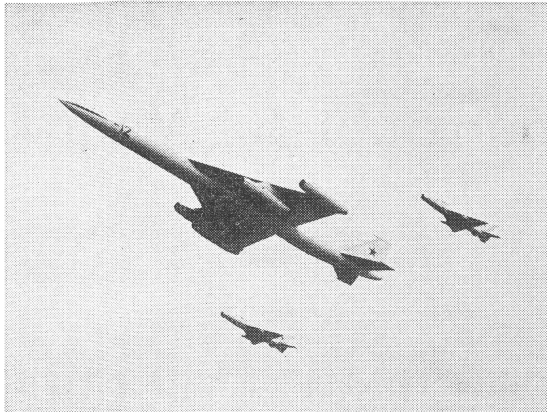
<sup>1</sup> Vom Brief eines Professors, der über die heutige Situation nicht ganz im Bild ist und, weil er neben der Universität wohnt, den Bau aus persönlichen Gründen ablehnt, darf hier abgesehen werden.



Kern & Co. AG Aarau  
Werke für Präzisionsmechanik  
und Optik



Russische Tanks mit ferngelenkten Raketen und Uberschalldüsenbomber im Übungseinsatz.



(Ringier Bilderdienst)

## Sowjetische Militärstrategie

von Oberstkorpskommandant Ernst Uhlmann

Es bleibt für die lebenswichtige Frage der Menschheit, ob die Riesenrüstungen der Grossmächte zum Kriege führen oder ob der Friede erhalten bleiben könne, von ausschlaggebender Bedeutung, welche politischen Zielsetzungen und welche militärischen Führungstendenzen für den Einsatz des gewaltigen militärischen Potentials der Sowjetunion gelten. Seit Jahren bemühen sich westliche Politiker und Militärfachleute, diese Einsatzmöglichkeiten oder -wahrscheinlichkeiten zu ergründen. Die Beurteilungsmöglichkeit wird durch die sowjetische politische und militärische Literatur der letzten Jahre nicht erleichtert. Diese Literatur ist zwar sehr umfassend, weist aber viele Widersprüche und Lücken in wichtigen Problemkreisen auf.

### Ein bedeutendes Werk sowjetischer Militärliteratur

Einen Teil dieser Lücken vermag das grosse Werk des Sowjetmarschalls Sokolowski über die *Militär-Strategie*, das kürzlich in 2. Auflage erschienen und in einer klaren, prägnanten deutschen Übersetzung herausgekommen ist, nunmehr zu schliessen. Der deutsche Militärwissenschaftler Uwe Nerlich stellt in seiner Einleitung zutreffend fest, dieses Werk dürfe als »die wichtigste sowjetische Veröffentlichung zu Fragen der militärischen Strategie angesehen werden. Alle andern sowjetischen Publikationen sind im Vergleich zur Arbeit Sokolowskis nur Bruchstücke oder Spezialabhandlungen.

Das Werk Sokolowskis bildet keine abgerundete, ausgefeilte Arbeit. Es handelt sich um das Gemeinschaftswerk eines militärwissenschaftlich interessierten Teams, dessen Leitung der einstige sowjetische Generalstabschef Sokolowski innehatte. Der Leser muss sich deshalb durch viele Wiederholungen und Doppelspurigkeiten hindurcharbeiten, die die Lektüre oft ermüdend gestalten. Ausserdem bemühen sich die Autoren keineswegs um eine sachliche Darstellung militärstrategischer Probleme, obwohl die ersten Kapitel zeigen, wie gründlich in der Sowjetunion die Militärwissenschaft und besonders das Studium der Strategie betrieben wird. Das Werk ist vielmehr eine zielbewusste Tendenz-, ja man kann sagen Kampfschrift auf scharf marxistisch-leninistischer Grundlage. Es wird konsequent die kommunistische Klassenideologie verfochten. Dies wird im Schlusswort in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht mit der Erklärung, vom Standpunkt der marxistisch-leninistischen Dialektik bestehe die objektive Einschätzung der Erscheinungen der gesellschaftlichen Entwicklung darin, »dass der Forscher nicht neutral sein darf, sondern immer Vertreter und Verfechter der Ideologie seiner Klasse bleibt«.

### Die kommunistische militärische Geschichtstendenz

Es gehört zum wesentlichen Zweck von Sokolowskis Arbeit, die sowjetische Aufrüstung und Strategie zu begründen. Deshalb bemüht sich die kommunistische Doktrin, eine ernsthafte Bedrohung glaubhaft zu machen. In vielfacher Wiederholung wird ausgesagt, das »imperialistische Lager« rüste zum Krieg gegen die kommunistische Welt und deshalb seien die Sowjetunion und ihre Verbündeten »gezwungen, die für einen sofortigen Gegen-schlag erforderlichen Kräfte und Mittel einsatzbereit zu halten«. Die sowjetische Argumentation benützt zur Stützung ihrer Kriegsvorbereitung genau dieselben Begründungen, die die USA ihrer Verteidigungsbereitschaft zugrunde legen. Was aber der Westen militärisch aufbaut, ist nach kommunistischer

Dialektik Aggressivität und Kriegswille.

Die gleiche Tendenz zeigt sich auch in der vehement vertretenen These, die von den »Imperialisten« geführten Kriege seien »ungerechte Eroberungskriege, die bewaffneten Auseinandersetzungen des kommunistischen Lagers dagegen seien »gerechte revolutionäre Befreiungskriege«. In diesem Zusammenhang liest man auch die Behauptung, die Kommunisten seien allezeit Gegner des Krieges gewesen – als hätte es nie einen sowjetischen Überfall auf Finnland im Jahre 1939, nie einen Rückentzug gegen Polen im Jahre 1940, nie einen Einmarsch in Ungarn 1956 gegeben. Man muss sich mit dieser kommunistischen Ideologie und Propaganda, die ja einen Teil der totalen Strategie darstellt, abfinden, um durch die Gesamtleitung Einblick in die umfassende Bearbeitung der militärischen Führungs- und Organisationsprobleme

### Die Beurteilung des westlichen Kriegspotentials

Im Gegensatz zur Wertung der westlichen militärischen Leistungen während des Zweiten Weltkrieges wird das gegenwärtige *militärische Potential des Westens*, vor allem dasjenige der USA, real beurteilt. Es werden besonders die erheblichen strategischen Kräfte der Vereinigten Staaten hervorgehoben. Die führende Stellung der USA in der westlichen Welt und der Rückgang der Bedeutung Europas sind ausdrücklich betont. Es mag wohl der Selbstberuhigung dienen, wenn Sokolowski in der sonst recht nüchternen Präsentation des strategischen Potentials des Westens die USA raketen-schwächer als die Sowjetunion darstellt. So erklärt er unter anderem: »Im Hinblick darauf, dass die Vereinigten Staaten über keine thermonuklearen Sprengkörper von mehreren Dutzend Millionen Tonnen Sprengkraft verfügen, wie sie die Sowjetunion besitzt, betrachten wir unsere Überlegenheit über den westlichen Block auf dem Gebiet der Kernwaffen als unbestreitbar.« Nach Auffassung aller westlichen Fachleute ist dieser Version gegenüber anzunehmen, dass die Vereinigten Staaten sowohl an Zahl der Kernwaffen wie vor allem an Trägerwaffen interkontinentaler Reichweite der Sowjetunion eindeutig überlegen sind. Andererseits trifft zweifellos die Feststellung Sokolowskis zu: »Was den Entwicklungsstand unserer Kernwaffen-industrie anbelangt, so erreicht ihr Ausstoss das für die Lösung aller Aufgaben in einem etwaigen grossen Krieg erforderliche Volumen.« Von dieser Tatsache muss jede militärpolitische und militärstrategische Beurteilung ausgehen: Die beiden Atom-Grossmächte verfügen über ein Kernwaffen- und Trägerpotential, das ihnen jedes Ausmass strategischer Kriegführung und Zerstörung ermöglicht.

Auf diese Tatsache einer beidseitigen gewaltigen Kernwaffen-Rüstung grün-

zu gewinnen. Das Werk Sokolowskis präsentiert hierfür eine reichliche Fülle.

Bei der Darstellung der historischen Entwicklung erwähnt das russische Militärwerk stolz die Errungenschaften der Oktoberrevolution 1917, die zum Aufstieg des Kommunismus und zur Schaffung der Roten Armee führte. Die Periode bis 1939 wird dabei reichlich hell aufpoliert, wobei die brutale Hinrichtung Dutzender Generäle (darunter Marschall Tuchatschewski), Hunderter anderer Offiziere und Politiker in den sogenannten »Säuberungsprozessen« der Jahre 1937 und 1938 mit keinem Wort angetönt wird. Bei der Erwähnung von Fehlern von 1939 heisst es lediglich tarnend knapp: »Es fehlte der Roten Armee an ausgebildeten Kommandeuren, besonders auf operativer und strategischer Ebene, was das Ergebnis der Repressivmassnahmen war, die durch den Personenkult Stalins hervorgerufen worden waren.«

Sehr breit wird auf die Leistungen der Sowjetarmee im Zweiten Weltkrieg hingewiesen. Das Werk spricht in Anlehnung an die offizielle kommunistische Terminologie vom »Grossen Vaterländischen Krieg 1941/45«. Auch dieses kommunistische Werk beansprucht das Verdienst am Endsieg ausschliesslich für die Sowjetarmee, währenddem die Leistungen der westlichen Mächte und Streitkräfte als von absolut sekundärer Art dargestellt werden. Einzig die Ostfront habe zur Kriegsende beigetragen. »Die Kampfhandlungen an den andern Fronten«, so heisst es beispielsweise, »waren begrenzter und passiver Art. Bürgerliche Geschichtsfalscher stellten die Kampfhandlungen von zweitrangiger Bedeutung in Afrika, in Süd-Italien und im Stillen Ozean als Wendepunkte im Verlaufe des Zweiten Weltkrieges hin.«

die von Sokolowski eingehend dargelegte sowjetische Militär-Strategie anbelangt, so erreicht ihr Ausstoss das für die Lösung aller Aufgaben in einem etwaigen grossen Krieg erforderliche Volumen.« Von dieser Tatsache muss jede militärpolitische und militärstrategische Beurteilung ausgehen: Die beiden Atom-Grossmächte verfügen über ein Kernwaffen- und Trägerpotential, das ihnen jedes Ausmass strategischer Kriegführung und Zerstörung ermöglicht.

Auf dieser Tatsache einer beidseitigen gewaltigen Kernwaffen-Rüstung gründet die von Sokolowski eingehend dargelegte sowjetische Militär-Strategie. Die sowjetische Strategie kalkuliert aber auch immer die Annahme ein, es bestünde andauernd die Gefahr eines militärischen Überfalls auf die Sowjetunion. Dabei ist höchst aufschlussreich, wie weit die sowjetische Strategie die Kriegsgefahr und die Kriegsgründe spannt: »Der Krieg gegen die Sowjetunion und das sozialistische Lager insgesamt kann von den imperia-

listischen Kräften sowohl durch einen direkten Überfall auf die Sowjetunion oder andere sozialistische Länder entfacht werden als auch infolge irgend eines aggressiven, lokalen Konfliktes gegen ein nichtsozialistisches Land, wenn dieser Konflikt die grundlegenden Interessen der sozialistischen Staaten berührt und den Frieden auf dem Erd-ball gefährdet.«

### Vorbereitung auf den Atomkrieg

Die sowjetische Militär-Strategie stellt konsequent darauf ab, dass die Massenvernichtungsmittel das zukünftige Kriegsgeschehen bestimmen werden und ein Überraschungsangriff die wahrscheinlichste und gefährlichste Methode der Auslösung eines Krieges sein werde. Es sei demnach nötig, so lautet eine vielfache Wiederholung, sich auf die Führung eines Weltkrieges wie auf lokale Kriege vorzubereiten. Das Hauptgewicht liege jedoch eindeutig auf den Methoden eines zweiten Raketen- und Kernwaffenkrieges zwischen Koalitionen kapitalistischer und sozialistischer Staaten, da ein solcher Krieg die grössten Schwierigkeiten und Gefahren mit sich bringe. Die biologischen und chemischen Waffen sind erstaunlich wenig erwähnt. Man weiss jedoch, dass die Sowjetunion über erhebliche »Vorräte gefährlichster und wirksamster B- und C-Kampfstoffe« verfügt. Mit dem Grosseinsatz auch dieser Waffen wird man in einem Krieg zwischen den Atom-mächten zweifellos rechnen müssen.

### Vorrang der Raketenstreitkräfte

Für die grosse Bedeutung, die die Sowjets dem Kernwaffenkrieg zumessen, spricht die entscheidende Rolle der *Raketenstreitkräfte*. Sokolowski hebt nicht nur hervor, dass die Sowjetunion die technischen Errungenschaften weitestgehend und rasch in den Dienst der Streitkräfte stellte, womit die militärische Strategie eine grundlegende Wandlung erfahren habe, sondern dass im Rahmen der technischen Entwicklung dem Aufbau und der Modernisierung der Raketenstreitkräfte erst-rangige Bedeutung zufalle. »Die Raketenwaffen nehmen unter allen Kampfmitteln den ersten Platz ein.« Gleichzeitig wird betont, dass die Kernwaffen und die Raketen sowohl für strategische wie für operative und auch für taktische Aufgaben in Frage kommen, also als schlagkräftigstes und wirksamstes Kampfmittel für alle Arten von Operationen und für den Krieg überhaupt betrachtet werden. Diese Feststellung ist überaus bedeutungsvoll, weil sie beweist, dass nach sowjetischer Militär-doktrin die Massenvernichtungsmittel auch für die taktische Kampfführung in Aussicht genommen sind. Die Raketen- und Kernwaffen werden deshalb in der Sowjetarmee auch den taktischen Verbänden zugeteilt. Sokolowski wiederholt vielfach, dass die Sowjetunion im-

mer und unter allen Umständen mit einem Kernwaffenkrieg rechne. »Ein wichtiger Grundsatz der sowjetischen Militärdoktrin«, so sagt er, »besteht darin, dass der Weltkrieg, falls er von den Imperialisten entfesselt wird, zwangsläufig zu einem Raketen- und Kernwaffenkrieg wird, das heisst zu einer Auseinandersetzung, in der die Kernwaffen das Hauptkampfmittel und Raketen das wichtigste Mittel zu ihrer Beförderung ins Ziel sind.« Diese Festlegung erhält eine noch allgemeinere Bestätigung durch den Nachsatz: »Besondere Beachtung verdient, dass sich beim gegenwärtigen Stand der internationalen Beziehungen und beim derzeitigen Entwicklungsstand der Kriegstechnik jede militärische Auseinandersetzung zwangsläufig zu einem allgemeinen Kernwaffenkrieg ausweiten wird, wenn Kernwaffenmächte in diesen Konflikt hineingezogen werden.«

### Landstreitkräfte bewahren ihren Wert

Diese Auffassung über das Wesen des Zukunftskrieges führt die Sowjets zur Folgerung, es sei eine völlig falsche Vorstellung (wie sie westlichen Autoren zugeschrieben wird), eine Hauptart des Krieges könne nach wie vor im strategischen Angriff und in der strategischen Verteidigung mit Landstreitkräften bestehen. Diese Vorstellung beruhe auf einer Überschätzung der Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und einer Unterschätzung der grossen Bedeutung der strategischen Raketen- und Kernwaffen.

Trotzdem schreibt Sokolowski den *Landstreitkräften* weiterhin eine erhebliche Bedeutung zu. Die Erdtruppe ist seiner Auffassung nach aufgewertet durch die Zuteilung von Raketenverbänden, die in der Lage sind, dem Gegner mit Kernwaffen vernichtende Schläge zuzufügen, die von den Landstreitkräften rasch und schlagkräftig auszunützen seien. Deshalb müssten die Landstreitkräfte durch Luft- und Erdbeweglichkeit zu möglichst grosser Aggressivität befähigt werden. Luftlandetruppen und insbesondere Panzergruppen erhalten neue und erhöhte Bedeutung. Sokolowski sagt wörtlich, dass Panzertruppen »den Anforderungen des Raketen- und Kernwaffenkrieges am besten entsprechen. Gesamthafte spiele der Kampf auf Landkriegsschauplätzen trotz Kernwaffen auch im zukünftigen Grosskrieg noch eine entscheidende Rolle, weil die endgültige Zerschlagung der Territorien und die Aufrichtung des eigenen Systems im Feindgebiet nur durch Landstreitkräfte erreichbar sei. Aber auch auf den Landkriegsschauplätzen sollen die Kernwaffen im operativ-taktischen Einsatz, transportiert durch Raketen und Frontfliegerkräfte, das Hauptkampfmittel sein. Um radioaktive Zonen zu überwinden, müssten vermehrt Panzerverbände und Luftlandetruppen (Überspringern von Verteidigungsfronten) eingesetzt werden. Hinsichtlich des Einsatzes von Panzertruppen erwähnt Sokolowski eine Voraussetzung taktischer Art, die in unserem stark aufgelgliederten und kuppigen schweizerischen Gelände sehr oft fehlt. Er fordert, dass die gewählten Stossrichtungen auch die erforderliche räumliche Kapazität aufweisen, »die es ermöglichen, grosse Truppenmassen und eine grosse Anzahl technischer Kampfmittel zu entfalten und breitangelegte Bewegungen mit Kräften und Mitteln sowohl parallel zur Front als auch in der Tiefe durchzuführen.« Es sei Hauptaufgabe der Panzerarmeen, von Flugzeugen unterstützt, durch Aufsplittern des Gegners in grosse Teile des feindlichen Raumes vorzustossen und die isolierten Teile einzeln zu vernichten. Sokolowski verlangt ein maximal rasches Tempo; die sowjetischen Panzerangriffsverbände müssten ein noch höheres *Angriffstempo* als das von der Nato auf täglich 60 bis 70 km festgelegte erreichen. Als wichtigste Forderung für die Verteidigung stellt er deshalb auf: »massierten Panzerangriffen standhalten«.

Fortsetzung auf Seite 6

### Abt. VI Fachschule für med. Hilfsberufe

modernst eingerichtete, neuzeitliche Unterrichtskonzeption

Abt. VI a Fachschule für med. Laborantinnen

VI b Fachschule für Arztgehilfinnen Mitglied des schweiz. Verbandes dipl. Arztgehilfinnen (VDA)

VI c Berufswahlschule für med. Hilfsberufe

VI d Fernkurse für med. Hilfspersonal

VI e Fortbildungskurse für med. Hilfspersonal

Semesterbeginn: 24. 6. 67

### Morphologisches Institut Zürich

Direktion: Hermann Holliger

Josefstr. 92, 8005 Zürich, Tel. (051) 44 83 35

Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmatplatz

## Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27, Zürich 6  
beim Poly, Tel. 47 64 59  
A. Ruedlinger



## Militärische Landesverteidigung und Landesverteidigungspolitik

Von Nationalrat Prof. Dr. Marcel Beck

Wir wählen diesen Titel für einige Betrachtungen zum Bericht des Bundesrates über die Konzeption der militärischen Landesverteidigung. Wir müssen uns leider so wählen, denn es scheint uns, als herrsche ein Zwiespalt zwischen den militärischen Erfordernissen unserer Landesverteidigung und dem, was man Landesverteidigungspolitik nennen möchte.

Nach Erscheinen des Berichtes im Sommer war die Presse des Lobes voll, und zwar von links nach rechts derart übereinstimmend, dass man kaum Zweifel darüber hegen konnte, wie dieser vom Parlament aufgenommen würde. In der Herbstsession der eidgenössischen Räte wurde er denn auch vom Nationalrat mit einer geradezu beängstigend wirkenden Einstimmigkeit gutgeheissen. Dies verdankt er wohl der Tatsache, dass er einen Kompromiss darstellt, aus dem jeder das ihm besonders richtig und günstig Erscheinende herausgriff und herausriss. Darüber hinaus waren die Verfasser des Berichtes gewiss auch von jener politischen Vernunft geleitet, die darauf hinzielte, die Mirage-Affäre – wenn möglich – endlich einmal zu liquidieren. Der Bericht entspricht demnach in erster Linie den Erfordernissen einer bestimmten politischen Situation. Darin liegt sowohl seine Schwäche wie auch seine Stärke.

Wir verkennen nicht, dass nach den vielen Neben- und Nachgeräuschen der Mirage-Affäre im Bericht der gangbare Weg vorgezeigt wurde, der es nunmehr dem EMD gestattet, in grösserer Ruhe an die Aufgaben der militärischen Lan-

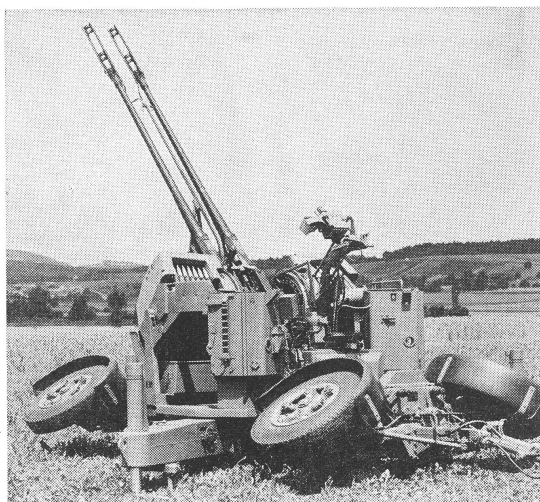
desverteidigung heranzutreten, die im Toben der Politik kaum zu einem erspesslichen Ende geführt werden können.

Auf der andern Seite aber stehen im Bericht Dinge, die unseres Erachtens allzusehr den politischen Forderungen des Augenblicks entsprechen, als dass sie für eine auf längere Sicht gedachte Landesverteidigung unbedingte Gültigkeit beanspruchen könnten. So ist es doch wohl Resignation, wenn wir auf S. 4 lesen, im Zustand der bewaffneten Neutralität habe die Armee im Rahmen des dem neutralen Staat Zumutbaren Neutralitätsverletzungen in der Luft und auf der Erde entgegenzutreten. Ich halte einen solchen Satz für gefährlich und meine, dass das Parlament sich genau hätte überlegen sollen, ob er nicht zu modifizieren oder gar zu streichen sei. Denn eigentlich will er doch besagen, dass unter unzumutbaren Umständen – und diese festzustellen bleibt immer eine sehr dehnbare Ermessensfrage – einer Neutralitätsverletzung eben nicht entgegenzutreten sei. Die Folgen einer solchen Auffassung sind unabsehbar, denn nicht immer müssen die Dinge so liegen wie im Zweiten Weltkrieg, wo sich verschiedene Male die die überwiegenden Teil des Schweizervolkes sympathische Kreigspartei Neutralitätsverletzungen zuschulden kommen liess, die wir im Rahmen des Unzumutbaren ohne weiteres auf uns nahmen. So waren wir sowohl aus psychologischen wie aus technischen Gründen kaum in der Lage, unsern Luftraum 1943 gegen die Neutralitätsverletzungen englischer Flieger zu schützen, die

in grossen Geschwadern über unser Land hinweg ihre Angriffe auf Genua vornahmen. Unsere Sympathien standen ganz auf Seiten der RAF, und unsere Luftwaffe war nicht in der Lage, sich wirkungsvoll der alliierten Ueberlegenheit in der Luft entgegenzustellen. Es wäre daher in doppeltem Sinne unzumutbar gewesen für den neutralen Kleinstaat, sich hier zur Wehr zu setzen.

Ueber einen solchen Fall mag sich heute der Streit der Historiker entspinnen, und die Staatsraison wird diese vielleicht dazu veranlassen, nicht weiter über solche Dinge zu grübeln. Schliesslich muss doch die Maxime unserer bewaffneten Neutralität unter allen Umständen gerettet werden. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir unbedingt die Waffen fordern, die es uns erlauben, jedem Angriff gegen unsere Neutralität möglichst wirkungsvoll zu begegnen. Die Lehren des Zweiten Weltkrieges waren bitter genug. Zuoft hatte sich der Schweizer das gefallen lassen müssen, was Justinger vor dem Laupenkrieg für die Berner beklagte, die vom Adel jenes spöttische »Bist du von Bern, duck dich und lass übergangen« hinzunehmen hatten.

Niemand dürfte mehr Vertrauen in unsere Neutralität haben, wenn wir diese nur bedingt, das heisst eben im Rahmen des Zumutbaren zu verteidigen gedenken. In der parlamentarischen Debatte war viel davon die Rede, der Bericht sei gegenüber der früheren Konzeption realistisch. Dabei dachte man lediglich an die finanziellen Möglichkeiten des Kleinstates Schweiz. Weil die neu konzipierte Landesverteidigung anscheinend weniger Geld kostet, ist sie realistisch. Uns will jedoch bedünken, dass wir auch im Hinblick auf eine ehrliche Neutralitätspolitik realistisch hätten denken sollen. Und dies hiesse eben, dem Staate die Macht zu verleihen, jede ihm schwerwiegend genug erscheinende Neutralitätsverletzung zurückzuweisen. Allein aus einer derart klaren Voraussetzung heraus vermag man der Armee eindeutige Be-



Wäre unsere heutige Flab fähig, unsere Neutralität von feindlichen Ueberfliegern zu schützen?

fehle zu erteilen. Nichts davon steht aber im Bericht. Und zudem dürfte es kaum möglich sein, dem unbedingten Abwehrwillen nachzukommen, der sich aus der bewaffneten Neutralität ergibt, wenn die Verteidigung des Lufttraumes durch die aus der Mirage-Affäre sich ergebenden Konsequenzen so fraglich wird, wie dies der Bericht zu bestätigen scheint.

Vollends unklar ist uns, wie bei derart verzichtender und passiver Kriegsführung das auf Seite 5 angekündigte Ziel erreicht werden kann, es sei während des ganzen Krieges, soweit möglich, ein Teil unseres Territoriums zu behaupten, auf jeden Fall aber der

Kampf bis zum Ende des Krieges mit eigenen Kräften zu führen.

Bedenklich ist ferner die durch den ganzen Bericht sich ziehende Hoffnung, dass eine Lockerung innerhalb der bestehenden Mächtegruppen die Wahrscheinlichkeit begrenzt, mit konventionellen Waffen ausgetragener Konflikte zulasse. In der parlamentarischen Debatte wurde auch bestätigt, dass die neue Konzeption unserer Landesverteidigung damit rechne, die Schweiz werde in einem möglichen künftigen Krieg ein Nebenkriegsschauplatz sein. Dies kann sehr wohl eintreten. Für eine stichhaltige Lösung unseres Landesverteidigungsproblems hätte man aber auch andere Möglichkeiten ins Auge fassen müssen. Die Hypothese des Berichtes entsprang dem Wunsche, der hier Vater des Gedankens ist. Deren Unstimmigkeit geht aber schon aus der klaren Feststellung (S. 6 des Berichtes) hervor, es werde ein potentieller Gegner nebst Panzerdivisionen auch über starke Luftwaffenverbände verfügen. Dabei galt der übereinstimmende Jubel über den Bericht vornehmlich der Tatsache, dass dieser die hybride Idee schweizerischer Panzerdivisionen und einer schweizerischen Hochleistungs-Luftflotte aus der Welt geschafft habe.

Widersprüchlich ist deshalb, wenn gleichwohl im Bericht zu lesen steht, wir müssten durch eine kräftige Reaktion auf Neutralitätsverletzungen dem Ausland und unserem Volk gegenüber unsern Abwehrwillen überzeugend unter Beweis stellen. Wie sollen wir solches bewerkstelligen mit unserer auf längere Sicht schwächer werdenden Luftwaffe?

Hinzu kommt folgende Ueberlegung. Wie wir schon bemerkt, steht im selben Bericht zu lesen, die Armee habe im Rahmen des dem neutralen Staate Zumutbaren Neutralitätsverletzungen in der Luft und auf der Erde entgegenzutreten. Einmal also »kräftige Reaktion«, dann wiederum das dem neutralen Staate Zumutbaren entgegneten: das sind Widersprüche, Symptome der Unsicherheit, die im Bericht ganz allgemein im Hinblick auf dessen Hauptgegenstand herrscht: der Konzeption unserer Landesverteidigung nämlich, die doch aus Klarheit und realistischer Einschätzung künftiger Kriegswirklichkeit heraus entstanden sein sollte.

Man fragt sich aber auch in anderer Beziehung, was nun Gültigkeit habe in diesem Bericht. Wir stellen zum Beispiel schon fest, dass sich die Hoffnung durch ihn hindurchzieht, es werde eine militärische Konstellation uns erlauben, weiterhin mit konventionellen Waffen zu kämpfen. Damit will man doch offenbar jene Gemüter beruhigen, die sich auch nur über die Erwähnung der Möglichkeit, unsere Armee sei unter Umständen doch mit Atomwaffen auszurüsten, aufzuregen pflegen. Derartige Beschwichtigungen zögern eine Entscheidung hinaus, die man heute besser denn morgen treffen würde. Der Verzicht auf Atomwaffen dürfte nämlich letztlich doch eine schwer wieder gutzumachende Einbusse an Vertrauen in die Verteidigungsbereitschaft des Kleinstates nach sich ziehen. Ueber das Prinzipielle eines atomaren Schutzes der Schweiz sollte meines Erachtens kein Zweifel bestehen. Ueber das »Wie« einer derartigen Bewaffnung ist damit zunächst nichts ausgesagt. Zuzugeben ist, dass auf S. 19 folgender Satz zu lesen steht: »Solange aber die erwähnten Waffen (d. h. Atomwaffen) vorhanden sind und auch gegen uns

Fortsetzung Seite 11

Fortsetzung von Seite 5

## Sowjetische Militärstrategie

Grosse Bedeutung der Luftwaffe und Raumflugkörper

Der Luftwaffe, die von der Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges vernachlässigt worden war und die deshalb 1941–1945 nur eine bescheidene Rolle spielte, wird im Werk Sokolowski als »zweitwichtigster Teilstreitkraft« ausschlaggebende Bedeutung zugesprochen. Mit Stolz ist auf die Modernisierung der Jagdflug- und Jagdbomberflotte hingewiesen. Wichtig für den erfolgreichen Luftkrieg seien elektronische Frühwarngeräte und automatisierte Lenksysteme. Auch wenn die Bedeutung der Luftwaffe durch die Konkurrenz der Raketen beeinflusst worden sei – ein Vorratsatz werde nie möglich sein –, werde im Zukunftskrieg nur schon durch die Aufgaben der Aufklärung und des Transports das Flugzeug ein unentbehrliches und wirksames Kampfmittel bleiben.

Als ernst zu wertendes Aufklärungs- und in absehbarer Zeit auch Kampfmittelinstrument sind die Raumsatelliten beurteilt. Im Kapitel über die strategischen Streitkräfte werden die zahlreichen Nachrichten-, Aufklärungs- und andern Raumflugkörper als wichtige gegnerische Komponente erwähnt. Die Amerikaner hätten sich zum Ziel gesetzt, den Mond für Nachrichtenübermittlung, Aufklärung und als Basis für Raumwaffen auszunützen sowie eigene Raumfahrzeuge zum Transport von Kernwaffen in das Weltall zu schicken. Sokolowski lässt keine Zweifel darüber bestehen, dass auch die Sowjetunion dem höchsten Dringlichkeit beimisst, wobei verhältnismässig gesagt wird, dieser Aufbau diene nur friedlichen Zwecken.

### Das Problem der Luftverteidigung

Das Wissen um die amerikanische Stärke auf dem Gebiet der Trägerwaffen, die Kernwaffen transportieren, veranlasst die sowjetische Militärstrategie, der Luftverteidigung höchste Beachtung zu schenken. Die Flab-Raketentruppe gilt als Kernstück der aktiven Mittel der Luftverteidigung. Verschiedentlich wird zugestanden, das Hauptproblem dieser Verteidigung liege in der Bekämpfung ballistischer Raketen. Sokolowski behauptet, für die wirksame Abwehr solcher Raketen sei – im Gegensatz zu den Amerikanern – die »technische Lösung bereits gefunden«. Hingegen sei das Problem der Verteidigung gegen Raumflugkörper noch nicht gelöst. Es ist fraglich, ob die Sowjets tatsächlich eine einsatzfähige, voll wirksame Anti-Rakete besitzen. Die USA erklären ihrerseits offi-

ziell, sie verfügten über zwei voll einsatzbereite Anti-Raketensysteme. Was zutrifft, ist zur Zeit für Aussenstehende nicht sicher erkennbar. Gewissheit aber besteht darüber, dass diejenige Macht, die als erste in der Lage ist, einem gegnerischen Raketenangriff eine tatsächlich wirkungsvolle Abwehr entgegenzusetzen, einen kriegsentscheidenden strategischen Vorteil errungen haben wird.

### Die Flotte als Faktor des globalen Krieges

Als eine Erfahrung des Zweiten Weltkrieges räumt die sowjetische Strategie den Seestreitkräften vermehrte Bedeutung ein. Sokolowski proklamiert zum Hauptziel der Kampfhandlungen der Flotte die Zerschlagung der feindlichen Seestreitkräfte und die Unterbindung der Seetransporte, weil »nahezu drei Viertel aller Hilfsquellen des wahrscheinlichen Gegners an Menschen und Material sich jenseits des Ozeans befinden«. Es wird errechnet, dass für die Versorgung Europas und seiner Streitkräfte täglich 80 bis 100 grosse Transportschiffe benötigt würden, so dass sich auf den Verbindungen wegen zur See gleichzeitig 1500 bis 2000 Schiffe befänden. Die Sowjetunion hat in den letzten Jahren eine höchst schlagkräftige Flotte von 400 bis 450 U-Booten, zum Teil mit Atomtrieb, aufgebaut.

### Die Kernwaffen-Strategie

Für die strategischen Notwendigkeiten von heute und morgen geht die sowjetische Militärstrategie von der Beurteilung aus, der Kernwaffenkrieg werde nicht nur als Ueberraschungsangriff ausgedeutet, sondern werde auch weitgehend in der Anfangsphase entschieden. So sagt Sokolowski: »Der Einfluss, den der bewaffnete Kampf im Anfangsstadium auf Verlauf und Ausgang des modernen Krieges ausübt, wird entscheidend sein und sich gegenüber früheren Kriegen grundlegend wandeln.« Es ist verständlich, dass im Hinblick auf die ungeheure Zerstörungskraft der Massenvernichtungsmittel innert knappster Frist sich die Bemühungen der Strategie primär auf die erfolgreiche Abwehr des nuklearen Ueberraschungsangriffs konzentrieren. Diese Folgerung lässt sich auch im amerikanischen Strategischen Denken erkennen. Sokolowski trifft, obwohl er das Vorhandensein der Anti-Rakete behauptet, die nüchterne Feststellung, dass gegenwärtig die Mittel und Methoden

des Kernwaffenangriffs zweifellos den Abwehrmitteln überlegen sind. Er folgt daraus, dass für den Einsatz der Abwehrkräfte nur wenige Minuten zur Verfügung stehen und deshalb für viele Streitkräfte, insbesondere für die Warn- und Raketenruppen dauernde, höchste Gefechtsbereitschaft erforderlich sei. Es ist daher anzunehmen, dass wie auf amerikanischer Seite, auch in der Sowjetunion ein Teil der strategischen Kräfte in pausenloser Bereitschaft steht, um jederzeit unverzüglich eingesetzt werden zu können.

Im Werk Sokolowski kommt sehr ausführlich zum Ausdruck, dass man sich der ungeheuren Schwierigkeiten nuklearer Kriegführung durchaus bewusst ist. Die Sowjetstrategie stellt in Rechnung, dass die strategischen Ziele der USA sich über riesige Gebiete der ganzen Welt verteilen und dass es kaum möglich sein dürfte, alle Ziele in einem Schlag zu erfassen und zu vernichten. Auch die Sowjets stehen deshalb vor dem Dilemma der Wahl der primären Nukleareile. Im sowjetischen Ueberdenken taucht – genau gleich wie in der amerikanischen Diskussion – die Frage auf, welche strategischen Ziele des Gegners in erster Linie bekämpft werden müssen, um eine grösstmögliche Ausschaltungswirkung zu erzielen.

### Die Eskalation scheint unvermeidbar

In den Rahmen dieser Strategie passt die Theorie begrenzter Kriege nicht. Sokolowski schliesst die Möglichkeit lokaler Kriege allerdings nicht völlig aus, hält sie aber nur in einer Anfangsphase für wahrscheinlich. Er nimmt aber auch an, dass in einem lokalen Krieg beide Seiten operativ-taktische Atomwaffen einsetzen, wobei sich der Krieg jedoch kaum auf diese atomare Stufe beschränken liesse. Die sowjetische Strategie rechnet nüchtern mit der Eskalation: »Wenn erst einmal Kernwaffen eingesetzt worden sind, werden beide Seiten gezwungen sein, ihr ganzes Arsenal an Kernwaffen einzusetzen. Der lokale Krieg verwandelt sich damit in einen atomaren Weltkrieg.« Die Zwangsläufigkeit zum grossen Atomkrieg ist also auch unter diesem Aspekt bestätigt.

Das Werk Sokolowski lässt somit keinen Zweifel darüber bestehen, dass die sowjetische Militärstrategie nicht nur eine Streitkraft erfordert, die uneingeschränkt auf den Kernwaffenkrieg ausgerichtet ist, sondern dass auch ihre Führung als Träger der strategischen Zielsetzung in allererster Linie auf den Atomkrieg vorbereitet wird. Trotzdem dürfte das gewaltige amerikanische Kernwaffenpotential die sowjetische Führung, die sich der ungeheuren Vernichtungswirkung eines Atomkrieges

in der beidseitigen Diskussion bestehen verschiedene Auffassungen. Es gibt einerseits die Verfechter einer Strategie der primären Vernichtung der feindlichen Streitkräfte (counter-force strategy) und andererseits die Verfechter der Strategie zur Vernichtung des feindlichen Hinterlandes (counter-city strategy). Die sowjetische Entscheidung im Werk Sokolowski ist eindeutig. Als strategische Kriegsziele, angestrebt durch Massenvernichtungsmittel, gelten: die Vernichtung der feindlichen nuklearen Angriffsmittel, die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und die Desorganisation des feindlichen Hinterlandes. Für den Endsiege sei erforderlich, so erklärt Sokolowski, »die völlige Vernichtung der feindlichen Streitkräfte herbeizuführen, dem Gegner strategische Aufmarschgebiete wegzunehmen, Militärstützpunkte zu beseitigen und strategisch wichtige Gebiete zu besetzen«. Für diese Vernichtungsstrategie bleibt das Zeitmoment ausschlaggebend. Die sowjetische Forderung lautet kategorisch: »Beide Ziele müssen gleichzeitig erreicht werden: Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte sowie die Zerstörung von Objekten im Hinterland und dessen Desorganisation werden in diesem Krieg einen einheitlichen, nicht aufteilbaren Prozess darstellen.«

sehr klar bewusst ist, vor der Auslösung eines Kernwaffenkrieges zurückzuschrecken. Auch die Sowjetunion befürchtet die unübersehbaren Katastrophenfolgen einer Auseinandersetzung mit Massenvernichtungsmitteln. Ob diese Einsicht zu einer echten Abrüstung und zur Achtung des Atomkrieges führt, bleibt eine offene Frage. Die Welt sollte bei der Lösung ihrer politischen und geistigen Aufgaben jedenfalls nie vergessen, dass eine der entscheidenden Forderungen der sowjetischen Strategie lautet: »Je wirksamer der Staat die vor dem Krieg angesammelten Kräfte und Mittel einsetzt, desto grössere Erfolge kann er gleich bei Kriegsbeginn erzielen und desto rascher wird er den Sieg erringen.« Allzu optimistische militärpolitische Beurteilungen sind deshalb weder für die Atommächte noch für die Nichtnuklearstaaten berechtigt.

<sup>1</sup> Marschall W. D. Sokolowski: Militärstrategie. Huber & Co. AG, Frauenfeld 1965, und Markus-Verlag GmbH, Köln 1965.

<sup>2</sup> Vergleiche »Die Moskauer Schauprozesse 1936–1938«, herausgegeben von Theo Pirker, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München.

Gekürzter Abdruck aus den »Schweizer Monatsheften mit freundlicher Genehmigung der Redaktion.

# So sah ich die Sowjetunion

Von Hannes Meier

Fast niemand kann es sich leisten, in Russland das zu sehen, was es wirklich zu sehen gibt, jedermann ist verpflichtet, das zu schreiben, was verlangt wird. Hannes Meier aber ist so etwas wie eine Spätausgabe des reinen Toren, ihn kümmert nicht, wer was über ihn denkt, wenn er dies oder jenes so oder so schreibt. Ihm ist allein wichtig: wie habe ich es gesehen, und wie kann ich anschaulich machen, was ich erfahren habe? Und seine Begierde zu verfahren ist gross: Als er z. B. in Athen studierte, war gerade irgendeine kleine

Unruhe in der Uni: Die Polizei erschien mit der Drohung, wer in zehn Minuten die Uni nicht verlassen habe, werde als Kommunist behandelt: Hannes Meiers Frage lautete: Wie werden Kommunisten in Athen behandelt? Und um sie beantwortet zu bekommen, blieb er. Er wurde verprügelt und mit Kopfschmerzen ins Hospital eingeliefert. Was Hannes Meier auch schreibt, gelogen hat er nie. Wer es nicht glaubt, reise selbst hin und komme mit seiner Erfahrung, wie sie auch sei. Aber wie sie auch sei, ehrlich muss sie sein.

## Vorwarnung

Ich war drei Wochen in der Sowjetunion. Darüber Bericht zu geben ist nicht so einfach, wie Lieschen Müller sich das vorstellt. Man erträgt sich dabei immer wieder, wie man ungewollt im Gestrüpp der herrschenden Meinungen, Gerüchte und Behauptungen hängenbleibt, seine Objektivität verliert und dabei eben jene Vorurteile bestätigt, die man eigentlich ausrotten wollte.

Meine Reise hatte in erster Linie den Zweck, den gordischen Knoten westlicher Vorurteile durch eigenen Augenblick zu zerhacken. Die Erfahrung zeigt: ein dreiwöchiger Aufenthalt in der Sowjetunion genügt niemals, Endgültiges auszusagen; ich zweifle, ob sich über ein so komplexes und in rasender Entwicklung begriffenes Gebilde wie die Sowjetunion überhaupt Endgültiges aussagen lässt. Dieser Artikel soll Probleme aufwerfen, nicht lösen. Klar sehe ich die Gefahr, in die ich mich begeben: Zu herrschenden Meinungen eine Meinung mehr, zu wuchernden Gerüchten ein Gerücht mehr, zu dummen Behauptungen eine Behauptung mehr hinzuzufügen. Es geht nicht darum, letzte Werte und Unwerte zu orten oder tiefstehend politisch und sozialologisch zu analysieren. Auch ist dies nicht der Bericht eines schweizerischen Zeitgenossen, der auszug, in der UdSSR das Fürchten zu lernen, und der zurückkehrte, das Hohelied des Coca-Cola auf den Lippen. Dies überlasse ich getrost einen siebenmahligen Journalisten, die ihre Leser oder Hörer etwa so aufklären: Liebe Leuten, so böse, wie ihr euch die Russen vorstellt, sind sie zwar nicht, aber doch bösartig genug...

## Erste Kontaktnahme

Nach dem obligaten Sicherheitshalt an der minierten, von Stacheldraht, Wachtürmen und Scheinwerfern gesicherten ungarisch-russischen Grenze, ein Anblick, der jedem kalten Krieger im tiefsten Herzen wohlgefallen hätte, kam der grosse Moment, wo wir russisches Territorium betraten.

Unsere Erwartung auf Ausserordentliches wurde nicht getäuscht: Im vordersten Wagen hob ein Singen an, das sich von Wagen zu Wagen fortsetzte. Der erste Gruss heimkehrender Russen an ihre Heimat. Die gute Stimmung schafft Kontakte. Ich versuche, mein klägliches Russisch an den Mann zu bringen. Man schleppt mich zu einem Wodka in einen der hinteren Wagen. Begeisterte Arbeiter aus Minsk, die von ihren Ferien aus Ungarn zurückkehren. Grosses Tohuwabo in dem Abteil: Schweizerja, man hat schon mal etwas davon gehört. Das Wort Berge taucht auf. Einer verwechselt es mit Schweden, zwei andere korrigieren ihn heftig. Ich werde mit Kleinigkeiten beschenkt – ein Abzeichen von Minsk und viel Wodka. Nicht der kleinste Hintergedanke von potentiell Feind oder kapitalistischem Bösewicht. Ich spüre, man behandelt mich als Menschen und will sich ebenso behandelt sehen.

Dieser Eindruck hat sich in der Folge nur noch verstärkt. Ueberall finde ich Kontakte; die Russen sind eines der offenerherzigsten Völker, die mir je begegnet sind. Im komfortablen Schlaf-

wagen von der russischen Grenze über Kiew nach Moskau (2½ Tage) ergaben sich genügend Gelegenheiten, noch weitere russische Menschen, meist Studentinnen und Studenten, kennen- und schätzen zu lernen. Ich war erstaunt, mit welcher Offenherzigkeit und Zutraulichkeit die Russen diskutiert. Man redete in Russisch, Französisch, Deutsch und Englisch, wie es gerade ging, über alles Mögliche und Unmögliche, wobei sich als Politik einseitig Ungarn und als Gegenstücke Vietnam in den Vordergrund schoben. Ich erfuhr dabei, wie gut der Sowjetbürger über die Welt Ereignisse informiert ist. Eine Chemiestudentin erzählte mir, dass selbst die Prawda Fehler im russischen Vorgehen von 1956 zugegeben habe. Man verglich aber diese Fehler sehr zu Recht mit den amerikanischen Interventionen in Vietnam. Ueber die Objektivität des sowjetischen Parteiorgans Prawda konnte ich mir mit Dictionnaire und einigem Fleiss schon bald ein eigenes Bild machen: Sie lässt sich in Stil und Formulierung sehr gut mit einer gewissen Zürcher Zeitung vergleichen...

## Von der Arbeit

An der Strecke Kiew-Moskau tauchen immer wieder Gruppen von halb-wichtigen Burschen und Mädchen auf, die meist in Badelosen, mit Pickel und Schaufel den Schotter des Parallelgleises grampen. Ich fragte meine russischen Freunde, was dies zu bedeuten habe. Man war erstaunt über diese Frage, wunderte sich, ob in unseren Breiten die Jugend nicht auch in freiwilligen Ferieneinsätzen derartige Arbeit verrichte. In mir regte sich natürlich der dressierte Antikommunist, der eine totalitäre Zwangsmassnahme witterte. Ich sah mich aber bald getäuscht: An einer dieser Baustellen musste der Zug längere Zeit anhalten. Ich hatte Gelegenheit, die »Zwangsarbeiter« in Musse unter die Lupe zu nehmen. Da wurde gelacht, Spässe flogen von den Abteufenstern zum Trasse und zurück – es war offensichtlich: Trotz der schweren Arbeit hatte man seinen Spass.

Diese Erfahrung sollte sich in der Folge noch mehrmals wiederholen. Ich musste lügen, wollte ich behaupten, in der UdSSR jene arbeitsmürrischen Physiognomien wiedergetroffen zu haben, die sich in unseren morgendlichen Vorstadtzügen in Heerscharen breitmachen. Diese Erfahrung als Tatsache anerkennen, heisst eine Folge ziehen, die unserer bequemen Klischeevorstellung zuwiderläuft. Oder ist die Arbeitswilligkeit und Anspruchslosigkeit des Sowjetbürgers ein Produkt der Propaganda? Diese Frage, weder mit einem klaren Nein noch mit einem klaren Ja zu beantworten, scheint mir komplexer zu sein, typisch für das Wechselspiel zwischen Ideologie und Mentalität. Unsere westlichen Ideale von persönlicher materieller Wohlfahrt und individuellem Lebensgenuss empfindet der Russe als Egoismus.

## Moskau

In den Morgenstunden des dritten Reisetages glaubte ich, im Dunste einen riesigen Binnenhafen zu erkennen. Meine neugewonnenen Freunde klärten mich auf: Hier wird ein neues Moskauer Viertel aus der Erde gestampft. Die vermeintlichen Hafenkräne entpuppten sich als Hebevorrichtungen, mit denen ganze vorfabrizierte Stockwerke aufeinander geschichtet werden: Moskau ist ein wucherndes Mammutgebäude, das sich seit dem Zweiten Weltkrieg beinahe verdoppelte. Die Stadt besteht aus einem Kern mit dem Krenl und einigen älteren, architektonisch sehr schönen Gebäuden, einer mittleren Zone von stalinistischen Monumentalbauten und riesenhaften Mietkasernen. Der äusserste Ring, nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, ist sehr grosszügig angelegt mit Grünflächen zwischen grossen Wohnbauten.

Sofort fällt an Moskau, ja an der Sowjetunion überhaupt das Monumen-

tale, das Pathetische auf. Das beginnt gleich nach der Grenze mit der breit-spurigen Eisenbahn und verstärkt sich noch viel mehr beim städtebaulichen Eindruck der Metropole. Die Hauptstrassen sind für unsere Begriffe Plätze, die sich in beiden Querrichtungen fortsetzen, die Plätze erinnern an die ukrainischen Ebenen. Ich glaube, dass dieses Grossräumige, Monumentale dem innersten Wesen der Russen entspricht. Es ist deshalb ziemlich abwegig, wenn immer wieder behauptet wird, der Kommunismus mit seiner Propaganda hätte diese »Grossartigkeit« erst kreiert.

Gerade an Hand dieser Aeusserlichkeit lässt sich konstatieren, wie sehr die kommunistische Lehre dem russischen Wesen entgegenkommt. Welt-raumfahrt, sowjetisches Wirtschaftspotential und so weiter sind Dinge, die den Durchschnittsrussen in Ekstase versetzen, obwohl er gleichzeitig unter Bedingungen lebt, die wir schlechthin als skandalös bezeichnen würden. Doch der Russe will nicht in erster Linie als Privatmann sein Leben geniessen, sondern glauben: an die Zukunft seines Staates, an dessen Grösse und an den Wert seiner Arbeit, die diese Zukunft einen Schritt näher bringt.

## Das Mausoleum

Als ich am roten Platz eintraf, schlug es von einem der vielen Zwiebeltürme neun Uhr. Die Menschengänge vor dem flachen, dunkelroten Bau an der rechten Kremelmauer betrug schätzungsweise 200 Meter und reichte bis gegen den Gorkij-Prospekt. Als Ausländer genossen wir, wie immer vor Museen und anderen Örtlichkeiten, wo sich das Volk staute, das Vorfahrtsrecht. Der Innenraum mit dem Glas-sarkophag, unter dem der tote Lenin aufgebahrt lag, war von indirektem rötlichen Licht beleuchtet. Links und

rechts von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett flankiert, liess der tote Lenin, im Strassenanzug, gelblich, mit Stoppeln im Gesicht, die schweigende Menge an sich vorbeiziehen. Andrej, ein russischer Student, Typ Playboy und Salonzykler (auch das gibt es in der Sowjetunion), hatte mir schon vor dem Betreten des Mausoleums ans Herz gelegt, dem Kinn des grossen toten Mannes besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Diesem Körperteil, von einer stiefmütterlichen Natur nicht so gestaltet, wie es einer revolutionären Potenz vom Rang Lenins angemessen gewesen wäre, sei nach dem Tode mit Hilfe einer Plastik-Einlage der fehlende Schuss von revolutionärem Vorwärtstreben verabreicht worden. Jetzt blinzelte Andrej listig zu mir hinüber. Nur mit Mühe erstickte ich einen aufkeimenden Lachkrampf, einige Besucher fixierten mich mit bösen Blicken, ich fühlte plötzlich die Blasphemie, die ich mir da aufs Gewissen geladen hatte.

Im Benehmen der Besucher glaubte ich etwas herauszufühlen, das ganz andere Wurzeln hatte als beispielsweise das Verhalten eines Franzosen am Grab Napoleons. Die ganze Atmosphäre strahlte eine Art unterkühlter Sakralität aus, die über den Geschichtsmythos hinausreichte und einen nüchternen, aber eindeutigen Stich ins Religiöse hatte.

Als ich mich während meiner ersten Gymnasialjahre mit russischer Geschichte beschäftigte, war ich in einem Buch auf die Bemerkung gestossen, die Russen seien ein ausgesprochen religiöses Volk. In Moskau sind heute nur noch ganz wenige russisch-orthodoxe Kirchen für die Gläubigen offen. Dem Russen steht es frei, Gottesdienste zu besuchen, ohne deswegen staatliche Sanktionen gewärtigen zu müssen.

Dem Kirchgänger stellen sich höchstens äusserliche Schwierigkeiten in den

Weg: Vielleicht muss er sich ans andere Ende der Stadt bemühen, um eine offene Kirche zu finden. Dieses geringe »Angebot« ist heute gewiss nicht mehr als Schikane der Regierung zu werten. Ich versuchte, mit verschiedenen Leuten aus manchen Schichten des Volks über diesen Gegenstand ins Gespräch zu kommen. Die Antworten, die ich auf solche Fragen erhielt, variierten zwischen achselzuckendem Unverständnis und zynischem Gespött. In keinem Fall hatte ich den Eindruck einer vergewaltigten Religiosität.

Religion und Staat sind in der heutigen Sowjetunion zu einem Ganzen verschmolzen, wie der Staat überhaupt alle Sparten des Lebens von Freizeit bis Theater und Kunst umschliesst.

Staatliche Einmischung in private Angelegenheiten ist uns ein Greuel – als Unfreiheit oder geistige Bevormundung vermerkt. Sein Selbstgefühl auf andere Menschen, insbesondere Angehörige anderer Völker zu projizieren, gehört zu den wohlmeinenden Borniertheiten hierzulande und reicht von der Attitüde des Mannes von der Strasse bis zu den Weltpolitisten-Älteren der oberen Politik.

Die Russen, das kann man nicht genügend betonen, denken aber nicht wie Schweizer und Amerikaner, vor allem fühlen sie auch nicht so. Abstrakt und damit natürlich irgendwie simplifizierend und verfälschend ausgedrückt, lässt sich die Haltung des Russen als kollektiv im Unterschied zu unserer individualistischen Denkweise definieren. Wieweit diese Einstellung einer Mentalität, wieweit den »kommunistischen Erziehungspraktiken« entspringt, ist in diesem Zusammenhang nicht wesentlich, jedenfalls lässt sie sich nicht wegdiskutieren und verdient bei allen Betrachtungen über »Freiheit« und »Unfreiheit« des sowjetischen Systems gebührende Beachtung.

## Leningrad: Keimzelle der Sowjetunion

Leningrad ist eine Stadt, die den Besucher in architektonischer Hinsicht bestimmt mehr anspricht als Moskau. Die vielen, meist der Zarenzeit angehörenden Paläste und Prunkbauten, die weitverzweigten Grachten und Kanäle der Newa geben dieser Stadt eine Lebendigkeit und Anmut, die Moskau grossenteils abgeht. Die Leningrader sind denn auch stolz auf ihre Stadt und sehen teilweise sehr verächtlich auf das öde Moskau hinab. Sie sind überzeugt, dass Leningrad mit besserem Recht Hauptstadt der Sowjetunion wäre. Die Leningrader müssen dabei nicht einmal mit ihrer zaristischen Vergangenheit argumentieren, auch aus revolutionärer

Sicht ist Leningrad die Keimzelle der heutigen Sowjetunion – obwohl dies indirekt wieder mit der Zarenzeit zusammenhängt.

Rührend, aber sehr deutlich für die Rivalität zwischen den beiden Städten scheint mit die spontane Frage einer Eisverkäuferin, die am »Moskauer Bahnhof« als erstes wissen wollte, ob ich das Leningrader Eis besser fände als das Moskauer... Schlechte Eindrücke von Leningrad, sie mögen vielleicht Zufällen entspringen, waren für mich die deutliche Spur von Fanatismus, die einige Leningrader Intourist-beamte und Museumsführer ihren Moskauer Kollegen voraus hatten. Im Revolutionsmuseum wurde uns ein Hetzfilm gegen Deutschland (natürlich Bundesrepublik) vorgeführt. Der Deutschenhass ist in Leningrad ziemlich verbreitet, ein Ressentiment, das sich aus der zweijährigen Belagerung Leningrads durch die Deutschen während des Zweiten Weltkriegs ableiten lässt und das auch in andern Ländern wie Holland, Dänemark usw. beobachtet werden kann. Doch nicht nur dies: Der etwas verstaubte Museumsführer im Revolutionsmuseum wurde nicht müde, die Grosstaten Lenins und der anderen Revolutionsführer in Glanz und Glorie zu schildern. Trotzki allein schwieg er beharrlich tot. Eine amerikanische Studentin, provoziert durch die öde Lohhudeleien, fragte ganz ungeschminkt, weshalb er Trotzki nicht erwähne. Der gute Mann ereiferte sich sehr über diese Frage, liess keinen guten Faden an diesem Verräter, behauptete gar, Trotzki hätte die Revolution hintertrieben wollen. Dann nahm er diese finstere Gestalt zum neuerlichen Anlass, sein Steckperd vom grossen Lenin um so heftiger zu reiten.

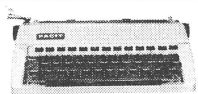
Unsere Moskauer Begleiterin, ein sehr sympathisches, aber eher der Mode als der Verteidigung ideologischer Grundsätze zugeneigtes Mädchen, drohte bereits einem Gähnkampf zu erliegen, als unvermittelt die Aufforderung kam, den ganzen Sermon für diejenigen unter uns, die kein Russisch verstanden, ins Französische zu übersetzen. Ohne den Feinheiten der langen Ausführung allzuviel Gewicht zu geben, gelang es mir mit der Übersetzung: »Il dit toujours la même chose: Trotzki est méchant, Lénine est un gentilhomme...«

## Ergo

Die Sowjetunion ist eine Reise wert, nicht zuletzt des persönlichen geistigen Profites wegen. Einzuweisen: Es gibt andere Standpunkte als nur die eigenen. Wir haben den Stein der Weisen nicht gefunden; wesentlich ist es, die uns adäquate Lebensform zu finden. Ich bin überzeugt, dass sowohl wir als auch die Sowjetmenschen auf dem richtigen Weg sind, beide auf ihre Weise.



Die Universität in Moskau.

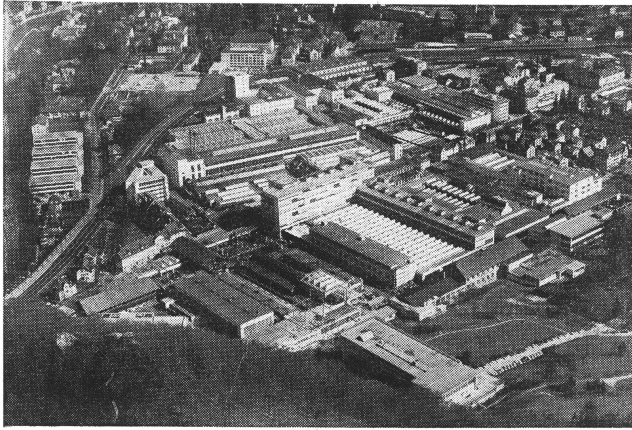


**FACIT TP-2 — die einzige Portable der Welt mit «mechanischem Gedächtnis»!**  
Schöne Schriften. Eleganter Koffer. Erhältlich durch die «Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

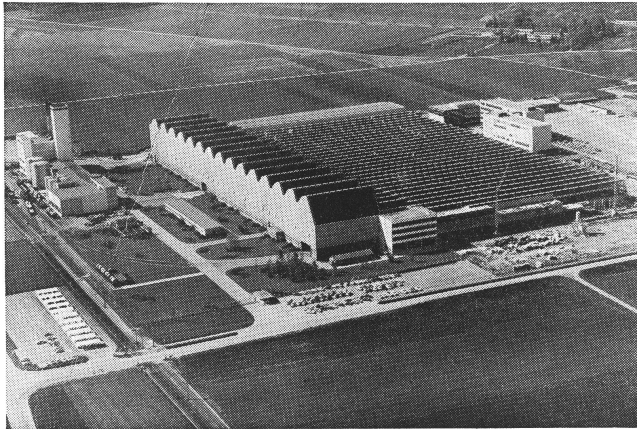
**FACIT**

8021 Zürich · Lindestrasse 11 · Telefon 051 27 58 14  
Verkauf auch durch die Fachgeschäfte





131957.XI



127700.XI

# 75 Jahre Brown Boveri

**Umfassende Forschung  
durchdachte Konstruktion  
sorgfältige Arbeit  
reiche Erfahrung**

sind die Voraussetzungen für die Herstellung unserer Erzeugnisse

◀ Brown-Boveri-Werke in Baden

◀ Brown-Boveri-Werke in Birr

In modernen Werkstätten bauen wir elektrische und thermische Maschinen bis zu den grössten Leistungen, Apparate bis zu den höchsten Spannungen, elektrische Ausrüstungen für Industrieanlagen, Bahnen und Schiffe sowie Fernwirkanlagen für jeden Betrieb.

In einem so vielseitigen Betrieb finden junge Kräfte je nach Begabung und Neigung interessante Entwicklungsmöglichkeiten, sei es in der Forschung oder beim Bau unserer Produkte. Sprachgewandten bietet sich mit dem weltweiten Verkauf dieser Erzeugnisse eine zukunftsreiche Laufbahn.

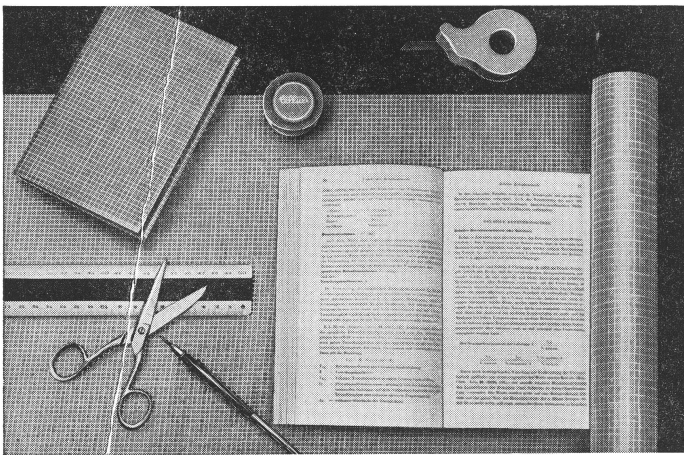
Aktiengesellschaft

**Brown Boveri & Cie., Baden**



1891-1966

**Feltlux**

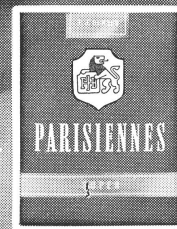


**Buchhüllen  
und Klebebänder  
in der Schule  
und zu Hause  
einfach  
unentbehrlich**

**Feltlux**

ein Produkt der  
Feldmühle A.G., Rorschach

Wie wohltuend die kurze Entspannungs-  
pause mit einer PARISIENNE!  
So reich und mild ist ihr Aroma —  
echt und rein der edle Tabak!  
PARISIENNES SUPER —  
die Cigarette unserer Zeit.  
**entspannen...  
geniessen...**



# Polyball

## 3. Dezember 1966

im Stadthof 11  
und in den Züspha-Hallen  
Motto: Arche Noah

7 Orchester, u. a.: Hans Moeckel und seine Radio-Stars, the 5 dorados, Jacky Seidenfuss, Peter Zinsli.

Tombola: 1 Sportcoupé Triumph GT 6, gestiftet von der Auto-Benz AG, Zürich.

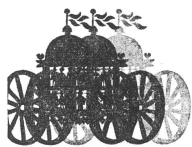
Seit dem Frühling ist der Schweiz grösste Hochschule ständigen Puffen und Erschütterungen ausgesetzt. Es wird gebohrt und gehämmert und genagelt und gefeilt und gesägt; es ist kaum zum Aushalten. An der Tannenstrasse nebenan wird ein Vierundvierzigmillionen-Loch ausgebagert. (Wo das Geld vergraben ist, wurde offiziell nicht bekanntgegeben.)

Mit Photos von der ziegellosen Polykuppel können nun böswärtige Touristen ihren Freunden zuhause demonstrieren, dass »ihre« Städtchen in ihrem Land doch viel schöner ist als das saubere Zürich mit so einem hässlichen Poly. Ob tatsächlich eine Intervention des Verschönerungsvereins die Umbauten in die Wege geleitet hat, kann hier nicht eingehend geprüft werden. Es spielt uns auch gar keine entscheidende Rolle, wichtig war nur eins: Der Polyball kann in einem solchen Poly nicht stattfinden.

Was tun?

Da hat uns ein kleines Kerlchen mit langem Bart und zwei linken Füßen auf die Idee gebracht, den guten Polygeist, statt ihn im allgemeinen Lärm untergehen zu lassen, auf einen grossen Wagen zu stellen und nach Oerlikon hinauszukarren.

Intelligente Zürcher Studenten haben das Gefährt bereits irgendwo entdeckt, und innert Kürze wird es in der ganzen Stadt aufkreuzen: Auf Zündholzbriefchen, auf Plakatwänden, kurz, die Arche Noah wird das Motto der ganzen Stadt werden.



»Arche Noah« hat bereits eifrige Diskussionen und Polemik hervorgerufen: denn Noah, der ideenreiche, phantastische Ingenieur und Bauherr, hat offenbar sein klassisches vorsintflutliches Fahrzeug, gemäss einschlägiger Fachliteratur, zur einen Hälfte aus einem Haus, zur andern aus einer Fähre konstruiert; es habe genügend Raum geboten, um alles Getier auf Erden paarweise zu bergen. Es auf Räder zu montieren ist, wie wir glauben, eine wesentliche Verbesserung; bekanntlich liebt es der Polyaner, auch alten, ehrwürdigen Dingen und Einrichtungen ein neuzeitlich-technisches Schwänzen anzuhängen: Deshalb die Umgestaltung der Arche in einen Amphicar. Aber sei dem wie ihm wolle: Wichtig ist nur, dass sich unser Poly bald für eine Nacht nach Oerlikon, aufmachen wird, um allen, die als Pärchen kommen, Freude zu machen:

Kurzum, der Polyball findet am 3. Dez. 1966 in neuer Umgebung von Züsphahalle und Stadthof 11 statt.

Der Reiz des Neuartigen, Noch-nicht-Erprobten hat die Veranstalter des grössten schweizerischen Studentenfestes zu ungeheuren Arbeitstempeln hingetrieben. Fast alle administrativen Vorarbeiten sind jetzt abgeschlossen. Bereits geht es an die Dekorationen von sechs Restaurants und vier Mammuthallen. In ungemütlicher Nacharbeit werden die Festräume vermessen, kübelweise



Impressionen vom letzten Polyball.

Photo: uru

Farben auf Pappe und Krepppapierbahnen ausgeschüttet, Holzrahmen vernagelt, Lautsprecheranlagen geprüft und Bier- und Coca-Cola-Flaschen geleert.

Seit Wochen bemühen sich die besten Köche des Mövenpicks, neue und raffinierte Speisen zu erfinden. Die Keller der besten Weinhandlungen werden von Vandalen heimgesucht, und unser Bierlieferant bemüht sich, die erforderlichen Mengen bereitzustellen, die in der Schwemme von Tanz und Phantasie erhitzte Gemüter abkühlen sollen.

Die Auswahl der Orchester erfolgte in bestens bewährtem Rahmen: zum Dreigestirn Hans Moeckel – Jacky Seidenfuss – 5 Dorados stossen als erfolgversprechende Neuaquisitionen das rasige Swinghouse Septet, eine der besten Schweizer Amateur-Jazzbands, und Peter Zinsli mit seinen urigen »Churer Ländlerfründchen«, schliesslich Erich Jentschmann, der mit kammermusikalischer Finesse seine Hammondorgel traktieren wird.

Es wurde auch vorgesehen, in einem der Räume absolute, sozusagen vorweltliche Dunkelheit herrschen zu lassen, damit unsere Gäste auch die Möglichkeit haben, allein zu sein; (allerdings werden dort nebenbei einige Stummfilmrollen abgespult werden müssen.) Von weiteren Attraktionen zu sprechen, ist die Zeit noch nicht ganz reif; gerüchteste verlaute, dass vielleicht, eventuell möglicherweise ein Zweigespann Ines Torelli/Walter Roderer mit Cabaretvorstellungen aufwarten könnte (bitte, diese Information vertraulich zu behandeln.)

Wozu aber noch lange von einem so populären Fest wie dem Polyball sprechen? Ueber das Einzigartige, das einen jeweils eine Nacht lang gefangen hält, lassen sich keine grossen Worte machen. Wer schon einmal dabei war und sich, die Freundin oder Frau zur Seite, durch erleuchtete und phantastisch geschmückte Säle und Gänge schieben liess, den Rhythmen lauschend, die ihn von allen Seiten umschmeichelten oder bedrängten, weiss, was wir meinen. Er kennt das erwartungsvolle Prickeln, das man beim Eintritt in einen neuen Saal im Rücken hat, ...

Nein, warten wir lieber bis zum 3. Dezember und überzeugen wir uns dann selber, sofern wir noch eine Eintrittskarte haben ergattert können.

Rolf Pfister

## Flüchtlingsstudenten in Zürich

Zwei Jubiläen waren Anlass zum folgenden Artikel: 1941, also vor 25 Jahren, wurde die Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten in der Schweiz gegründet, und in diesem Jahre konnte nach zehnjährigem Bestehen die studentische Ungarnhilfe zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht werden. Da die Studenten durch ihre freiwilligen Beiträge (Fr. 2.- beim Bezahlen der Studiengelder) die Flüchtlingshilfe auch heute noch ganz erheblich fördern, und die Ungarnhilfe in Zürich im wesentlichen eine studentische Aktion war, scheint uns die folgende Information für alle Studenten sehr nützlich.

Der Verband der Schweizerischen Studentenschaft (VSS) und die Gesellschaft Schweizer Akademiker (GESA) gründeten vor 25 Jahren, auf Initiative des damaligen Präsidenten und des Generalsekretärs des World University Service, der Herren Dr. Hans Bosshardt (bis vor kurzem Sekretär des Schweizerischen Schularates) und André de Blonay (jetzt Generalsekretär der Interparlamentarischen Union), die Schweizerische Hilfsaktion für kriegsnotleidende Studenten. Von Anfang an war es ein Solidaritätswerk schweizerischer Akademiker; dem Verein gehören als Mitglieder verschiedene Akademiker- und Studentenverbände an, und die Stipendiegelder wurden grösstenteils von Studenten und Akademikern im Berufsleben gespendet. Während der Kriegsjahre waren hauptsächlich jüdische Studenten aus Deutschland und den besetzten Staaten auf unsere Hilfe angewiesen. Nach dem Krieg suchten mehr und mehr Ostflüchtlinge verschiedenster Herkunft, die aus politischen Gründen ihre Heimat verlassen mussten, in der Schweiz Asyl. Deshalb heisst die »Hilfsaktion«, wie sie in Hochschulkreisen kurz genannt wird, seit 1954 »Hilfsaktion für Flüchtlingsstudenten in der Schweiz«. Die Stipendien wurden semesterweise durch den neunköpfigen Vorstand in Zürich aufgrund der Empfehlungen von Fachdozenten zugesprochen. Die Auszahlungen und die Betreuung der Stipendiaten an den welschen Universitäten erfolgte durch den World University Service, womit der Zusammenhang mit dieser internationalen Körperschaft, die an der Gründung der Hilfsaktion massgeblich beteiligt war, dokumentiert wurde. Bis Ende der fünfziger Jahre zahlte die Hilfsaktion die Lebensunterhalts- und Studienkosten von durchschnittlich 50 Studenten im Semester.

### Allein in Zürich studierten 216 Ungarn

Vor 10 Jahren – 1956 – fanden nach der Unterdrückung des ungarischen Freiheitskampfes innert weniger Wochen unter den Tausenden von Flüchtlingen Hunderte von mittellosen Studenten bei uns Zuflucht. Es gehörte sich, zum 10. Jahrestag den einzigartigen Einsatz der Studentenschaften in Erinnerung zu rufen, die unabhängig von einander spontan lokale Sammlungs- und Betreuungskomitees ins Leben gerufen haben. Die Zürcher Studenten versprachen damals auf dem Lindenhof in feierlicher Form, ihren vertriebenen ungarischen Kommilitonen das Weiterstudium zu ermöglichen. Zahlreiche studentische Sammelaktionen, von denen nur der seither zur Tradition gewordene Kerzenverkauf an Weihnachten erwähnt sei, machten es möglich, allein in Zürich rund 350 Un-

### Jährlich werden 67 000 Franken Stipendium ausgeschüttet

Die Ausgaben der Lokalkommission Zürich, wie aus der Jahresrechnung ersichtlich wird, setzten sich zur Hauptsache aus Stipendienzahlung (67 393 Fr.) und dem Beitrag an die Schweizerische Hilfsaktion (50 000 Fr.) zusammen, welche zur Subventionierung der finanzschwachen Lokalkommissionen dienten. Das betrifft vor allem die Lokalkommissionen an den Hochschulen der Westschweiz, an welchen erfahrungsgemäss mehr Flüchtlingsstudenten studieren. Eine wichtige Einnahmequelle (15 000 Fr.) stellen die Rückerstattungen der eidgenössischen Polizeibehörden dar, welche für jeden Studenten, der mit Erfolg abschliesst und von den Behörden als Flüchtling anerkannt wird, 75% der während der letzten zwei Semester ausbezahlten Stipendien ausmacht. Die freiwilligen Spenden von

garn mit Stipendien oder Freiplätzen zu unterstützen. 1958 wurde von der schweizerischen Hochschulrektorenkonferenz die »Aktion der schweizerischen Hochschulen zugunsten ihrer ungarischen Flüchtlingsstudenten« ins Leben gerufen, um auf gesamtschweizerischer Ebene für die lokalen Hochschulen Mittel zu sammeln, die zusammen über 650 Studenten aufgenommen haben. Unter der Leitung von Herrn Dr. M. Plancherel, Professor an der ETH, konnten über 2 050 000 Fr. gesammelt werden, und rund 1 300 000 Fr. leistete die Eidgenössische Polizeibehörde als Subvention.

Seit 1956 gab es infolgedessen an jeder Hochschule unabhängig von der gesamtschweizerischen Hilfsaktion ein lokales Komitee für die ungarischen Flüchtlingsstudenten. Dieser Dualismus führte 1959 zur Reorganisation. Seither gehören der Hilfsaktion als Mitglieder die Lokalkommissionen an, die für alle an ihren Hochschulen immatrikulierten Studenten ohne Rücksicht auf ihr Herkunftsland zuständig sind und auf lokaler Ebene Mittel sammeln.

1965 konnte die ungarische Flüchtlingsstudentenhilfe nach vollem Erfolg abgeschlossen werden. Die Aktion der schweizerischen Hochschulen zugunsten ihrer ungarischen Flüchtlingsstudenten wurde aufgelöst und der Liquidationsüberschuss von der Hilfsaktion übernommen. Von den rund 650 unterstützten Ungarn haben rund 400 ihre Studien mit Erfolg abgeschlossen, davon allein in Zürich 261.

Diese verteilen sich auf folgende Richtungen:

Universität: 8 Ökonomen, 29 Mediziner, 13 Zahnärzte, 2 Tierärzte, 3 Phil., 10 Chemiker, 1 Physiker, 1 Geologe.

ETH: 18 Architekten, 19 Bau-Ing., 37 Masch.-Ing., 30 El.-Ing., 24 Chemiker, 9 Forstingenieur, 13 Ingenieuragronomen, 6 Physiker und Mathematiker, 7 Turn- und Sportlehrer, 1 Pharmazeutin.

Technikum Winterthur: 15.

Konservatorium, Schauspiel-, Kunstgewerbe-, Heilpädagogische- und Dolmetscherschule: 12.

Das 1956 abgelegte Versprechen der Zürcher Studenten ist damit eingelöst. Die Lokalkommission Zürich bleibt jedoch weiterhin bestehen, da auch heute noch Flüchtlingsstudenten auf unsere Hilfe angewiesen sind.

### Die Lokalkommission Zürich

Ueber den heutigen Umfang und die Tätigkeit der Lokalkommission Zürich orientiert der Jahresbericht 1965. Die Kommission setzte sich paritätisch zusammen aus Vertretern beider Hochschulen und beider Studentenschaften sowie einem ehemaligen Flüchtlingsstudenten. Das Präsidium hatte Dr. H. Bosshardt, Sekretär des Schweizerischen Schularats inne, Vizepräsident war Prof. Dr. M. Plancherel. Das Sekretariat an der Universitätsstrasse 18 wurde von cand. iur. H. Schweizer geführt. Im Schuljahr 1965/66 wurden 9 neuen Flüchtlingsstudenten Stipendien zugesprochen. Den bisherigen Stipendiaten wurden bei genügenden Studienleistungen die Stipendien semesterweise verlängert. Das Stipendium wird während der 9 Semestermonate pro Jahr ausbezahlt. Während der Semesterferien werden Stipendien nur bei unmitttelbarer Prüfungsvorbereitung bewilligt. Bis im Herbst 1965 betrug das monatliche Maximalstipendium 430 Fr. Damit musste der Student seine gesamten Lebenskosten bestreiten, während die Studienauslagen zum grössten Teil von den Hochschulen übernommen wurden. Im Hinblick auf die gestiegenen Lebenskosten beschloss die Kommission im Herbst 1965, das monatliche Maximalstipendium ab Wintersemester 1965/66 auf 470 Fr. zu erhöhen.

Im Berichtsjahr haben 13 Studenten ihre Studien mit Erfolg abgeschlossen. Es handelt sich um 1 Historiker, 1 Althistoriker, 3 Mediziner, 3 Zahnärzte, 2 Masch.-Ing., 2 Bau-Ing. und 1 Sekundarlehrer. Am Ende des Berichtsjahrs wurden total 25 Studenten unterstützt.

2 Fr. der Studenten, welche jeweils beim Entrichten des Kolleggeldes bezahlt werden, erreichten ein Total von rund 30 000 Fr. 80% aller Zürcher Studenten leisten somit diesen Beitrag.

Mit dem Zweifrankenteiltrag kommt deshalb einerseits die Solidarität zwischen den einzelnen schweizerischen Studentenschaften und andererseits zwischen den Schweizer Studenten und ihren geflohenen Kommilitonen zum Ausdruck. Für die Lokalkommission Zürich werden die studentischen Beiträge in den kommenden Jahren die Haupteinnahmequelle sein, von der es entscheidend abhängt, ob weiterhin alle würdigen und begabten Flüchtlinge berücksichtigt werden können.

Präsident: Dr. H. Bosshardt  
Sekretär: cand. Schweizer



# INSTITUT MINERVA

## Vordiplom- Vorbereitungskurse

in:

Anorganischer Chemie  
Organischer Chemie  
Kristallographie  
Mathematik  
Lineare Algebra  
Baustatik  
Physik  
Mechanik

Beginn 14. November

Detaillierte Zirkulare und Anmeldeformulare können in unserem Sekretariat, Scheuchzerstrasse 2, bezogen oder telefonisch (26 17 27) bestellt werden.

### Stadtplanungsamt Zürich

Als junge, im Aufbau begriffene Amtsstelle sucht das Stadtplanungsamt Zürich einen

#### Planer-Architekten

und einen

#### Verkehrsingenieur

als Fachleute für die Arbeitsgebiete des Städtebaus und der Verkehrstechnik, vorwiegend im Zusammenhang mit Problemen der Stadtmitte. Abgeschlossene Hochschulstudien und die Befähigung, im Teameinsatz zu arbeiten, werden vorausgesetzt.

Anmeldungen sind an den Vorstand des Bauamtes I, Werdmühleplatz 3, 8023 Zürich, zu richten.

Auskunft erteilt der Chef des Stadtplanungsamtes Zürich, Telefon (051) 29 20 11.

Der Vorstand des Bauamtes I

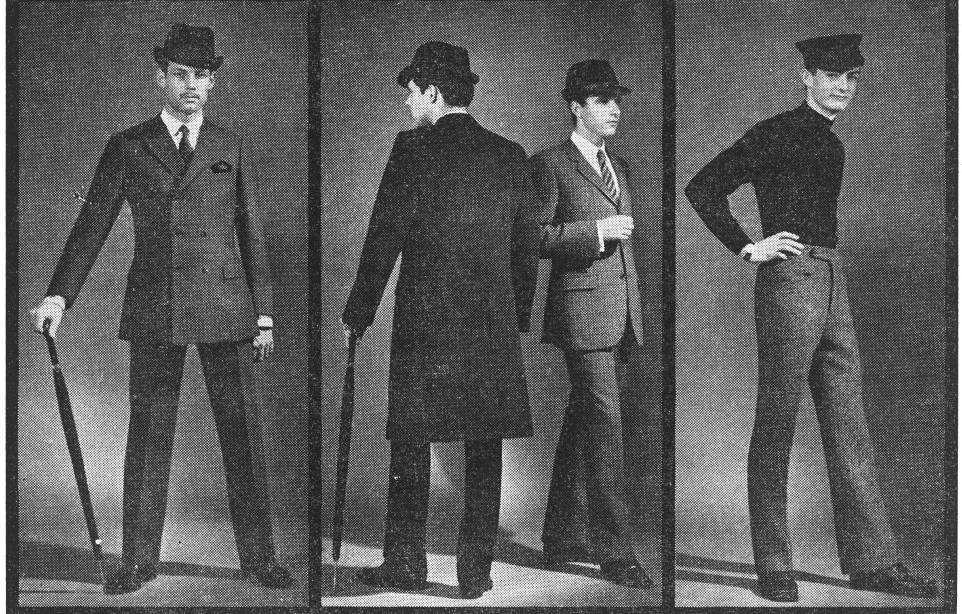
### Auto-Fahrschule Tel. 90 11 82

A. Baumann + Grob

Tel. 93 02 23

- 10% Std.-Rabatt - Treffpunkt Hochschule  
- Ruhiger Unterricht - Schulwagen Opel Rekord 1966

# Let's go and have a look!



Das gefällt uns – eine wirklich junge Herrenmode – ganz auf uns zugeschnitten – fröhlich, dynamisch, ganz «Young Men Style». Und zu Preisen, die wir uns leisten können. Anzüge, Mäntel und Accessoires von Pierre Cardin. Sportliche Kreationen von Mc Gregor.

*Fein-Kaller*  
**YOUNG MEN'S  
SHOP**

Zürich, Sihlporte-Talstrasse 82

bi

Unsere reichhaltige Gitarren-Kollektion bietet:

Gutgebaute, vorteilhafte Instrumente zu Fr. 98.—, 120.—, 145.—, 155.—, 185.—

Meister Gitarren zu Fr. 280.—, 350.—, 465.—, 570.—, 630.—

Konzertinstrumente für höchste Ansprüche zu Fr. 1150.—, 1550.—, 1850.—, 2000.—

**Jecklin**

Streichinstrumente  
Zürich 1 Pfauen  
Telephon (051) 47 35 20

\*Coca-Cola und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

...au eis...



Klar – auch eins! Ein köstlich  
kühles «Coca-Cola» natürlich!  
Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser!  
Und «Coca-Cola» – ja, das erfrischt richtig!



LIMONADE GAZEUSE

Für die Pause die Normalflasche,  
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,  
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.

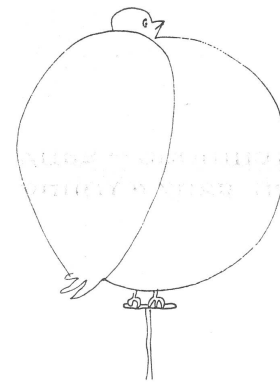
Refresco AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

# Vietnam als Beispiel

## Zur Situation unterentwickelter Länder Humanismus, Liberale und Kommunisten

Dass Kommilitone Meyer sich mit Vertretern extremer linker Positionen überhaupt in ein Gespräch einlässt, ist ein erfreuliches Zeichen. Bis vor kurzer Zeit noch pflegte bei uns der Hinweis darauf, dass ein Argument mit offiziellen kommunistischen Verlautbarungen übereinstimme, eine vernünftige Gegenargumentation von vorneherein auszuschliessen. Helmut Meyer ist diesem Ungeist kalkriegerischer Auseinandersetzung mit dem Osten nur noch partiell verhaftet (am Anfang und am Schluss seiner Kritik marxistischen Geschichtsschreibung resp. -fälschung); ausser blossen Appellen an unsere Widerstandskraft gegen das wahnamste System der Welt, den Kommunismus, bietet er immerhin auch Argumente an, die geeignet sein könnten, wenn nicht die amerikanische Position in Südvietsnam zu rechtfertigen, so doch wenigstens die kommunistische zu diskreditieren. Dem möchte ich skizzenhaft folgende Überlegungen entgegenhalten:

Wir müssen, wollen wir die Lage in Vietnam wirklich verstehen, streng unterscheiden zwischen der Situation hochindustrialisierter und unterentwickelter Länder. In den hochindustrialisierten Staaten sowohl des Westens wie des Ostens haben revolutionäre Bewegungen heute keine Chance mehr. Am humansten erfolgt hier die notwendige Selbstveränderung der Gesellschaft reformistisch, durch Revision im einzelnen, nicht Umsturz des Ganzen. Anders ist die Lage in den meisten Entwicklungsländern. Zur Zeit kolonialer Ausbeutung durch den Westen haben sich hier einheimische herrschende Klassen etabliert, deren Existenz wesentlich von der Aufrechterhaltung der bestehenden sozialen Zustände abhängt. Es sind Zustände krasser sozialer Ungleichheit und Ungerechtigkeit.



Bezüglich des südvietsnamischen Bao-Dai-Regimes gibt Helmut Meyer senkt zu, dass es »korrupt und unfähig gewesen sei, die Lage der vietnamesischen Bauern scheint auch ihm dringend reformbedürftig zu sein. Das ist sie gewiss nicht weniger in den Augen der Amerikaner. Das Verachte ist nur, dass bisher jeder von den Amerikanern in noch so guter Absicht begon-

nene Reformversuch in unterentwickelten Ländern gescheitert ist, notwendigerweise.

Die Gründe dieses Scheiterns sind weniger in der politischen als in der sozialökonomischen Sphäre zu suchen. Die Sozialstruktur kapitalistischer Staaten selbst verhindert auf die Dauer auch die bestgemeinten Reformbestrebungen des Westens in Entwicklungsländern. Jüngst erregte bei uns die statistisch belegte Mittelung aus Unkreisen Aufsehen, dass die Entwicklungsländer immer ärmer, die hochindustrialisierten Länder der Erde dagegen immer reicher würden. Aus welchen

Gründen – bei so viel Entwicklungshilfe, besonders von westlicher Seite?

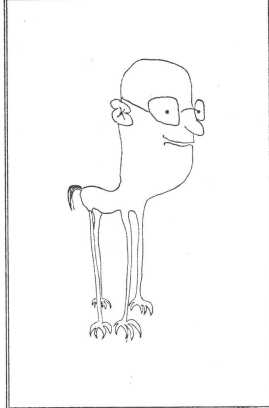
Die Kapitalbilanz der meisten Entwicklungsländer ist trotz bedeutender Kapitalimporte via Entwicklungshilfe und Investitionen privater Firmen deutlich negativ. Diese Tatsache ist unmittelbarer Ausdruck der hohen Gewinne, die westliche Industrien in Entwicklungsländern infolge günstiger Kostenlage herauswirtschaften und ins Ausland abführen können (sie liegen in der Regel 2- bis 3fach über den sonst üblichen Gewinnen). Den Entwicklungsländern kommen diese Gewinne nicht zugute. Sie können nicht wie in kommunistischen Staaten eingeschränkt in neue Industrien investiert und gesamtwirtschaftlich nutzbringend verwendet werden. Die herrschenden Schichten nämlich (die aus einer Koalition einheimischer Feudalherren und ausländischer Kapitalisten bestehen) haben kein Interesse an einer wirklich schnell vorangetriebenen Industrialisierung des eigenen Landes. Ein Musterbeispiel hierfür liefert Südvietsnam, dessen Grossimporteure um kurzfristiger grosser Gewinne willen die eben knapp sich behauptende einheimische Textilindustrie ruinierten, indem sie grosse Mengen billiger westlicher Textilien einführen. Aber auch auf dem Agrarsektor erweisen sich trotz gutgemeinter ausländischer Reformbestrebungen die einheimischen Kräfte der Beherrschung immer wieder als stärker. Wie viele Male schon wurde in Südvietsnam ein Agrarreformprogramm verkündet, das in den ersten Ansätzen steckenbleibt (Nicht anders erging es übrigens ähnlichen Plänen in Südamerika.) In Entwicklungsländern ist es eben überaus schwer, wenn nicht je länger desto mehr überhaupt unmöglich, zugleich sozialreformistisch und

antikommunistisch zu wirken. Zuverlässige antikommunistische Verbündete finden die Amerikaner nicht nur in Südvietsnam allein unter den Mitgliedern der herrschenden Klasse. Diese aber haben an einer Veränderung des Status quo kein Interesse. Dagegen liegt es sehr wohl in ihrer Macht, evtl. Reformpläne westlicher Entwicklungshelfer zu sabotieren, wo immer diese ihren eigenen Interessen zuwiderlaufen.

Das erklärt, warum kommunistische Entwicklungsländer im Aufbau einer leistungsfähigen Industrie, einer produktiven Landwirtschaft, vor allem aber auf den Sektoren Bildung und Gesundheitsfürsorge weit erfolgreicher sind als vergleichbare Länder in der westlichen Einflussphäre. (Neuerdings könnte auch aus dem Wirtschaftsteil der NZZ reichhaltiges Material zum Beleg dieser These beigebracht werden.) Sollte dies nicht ein Grund sein, die übliche antikommunistische Argumentation, soweit sie sich auf Entwicklungsländer bezieht, einer Revision zu

aus mehr zu fürchten als Ho Chi Minh. Unsere Liberalen wissen dies durchaus; gleichwohl sprechen sie unverföhren von Amerikas »Verteidigung der Freiheit« – eine Freiheit freilich, die sie bei jedem Staatsstreich in Südamerika, sofern er nur antikommunistisch und reaktionär ist, bereitwillig zu verraten bereit sind. Werden in Argentinien (einmal mehr) die Parlamente und politischen Parteien aufgelöst, Legislative und Exekutive in der Hand einer kleinen Militärdiktatur vereinigt, so hält mit vorsichtig dosierter Zustimmung und Beifall insgeheim (sofern nur der Staatsstreich kapitalistischen Interessen nicht zuwiderläuft) die NZZ zusehends nicht zurück. Staatsstreich und Staatsstreich sind eben nicht überall dasselbe: der eine führt etwa zur »Betrübsamkeit und besonnenen, gleichwohl fortschrittlichen Weiterentwicklung des Landes auf der Basis einer dauerhaften Ordnung«, der andere in kommunistische Abgründe, dorthin, wie Helmut Meyer es ausdrückt, wo »das Individuum preisgegeben wird, es »keinen denkenden Menschen mehr, sondern nur noch synthetische Produkte der dialektischen Methode« gibt; kurz: ins wahnamste System der Welt.

Wir sollten uns, meine ich, von dieser Sprache des kalten Krieges, die den Gegner bloss als Ungeheuer zu verketzert, endlich ganz befreien. So bitter das ist, dies festzustellen: Gerade der Vietnamkrieg vermag auf die Dauer diesen Prozess nur zu fördern. Die Amerikaner verüben im Namen einer verlorenen, vernünftigerweise nicht mehr zu legitimierenden Sache dort täglich derartiges Unheil, dass es auch einem Land wie der Schweiz kaum mehr möglich sein wird, wie zu Zeiten des kalten Krieges »den westlichen Standpunkt gegenüber dem kommunistischen Vorbehalt zu unterstützen. Allerdings schwindet zusehends die Hoffnung, dass die weltöffentliche Meinung die amerikanische Intervention noch zurückbinden könnte; das bisherige Klima rationaler Selbstkritik in den Vereinigten Staaten weicht immer mehr einer Stimmung nationaler Kriegshysterie; in ihr wird schon die (an sich durchaus verständliche) Drohung Nordvietnams, die gefangenen amerikanischen Piloten vor



einem Kriegstribunal abzuurteilen, mit der fürchterlichen Gegendrohung beantwortet, das nordvietnamesische Land »in eine Wüste zu verwandeln. Wohin soll diese Entwicklung noch führen? Wenn wir über Vietnam diskutieren, sollten wir uns stets der Ohnmacht unserer Diskussion und der ungeheuren Gefahr, die sie nicht abwenden kann, bewusst bleiben. Lässt sich das Unheil, das uns allen droht, noch einmal abwenden (kein Weltkrieg wäre sinnlos als der folgende, keiner schrecklicher), dann läge unsere Aufgabe deutlich vor uns: sie bestände darin, wahrhaft unabhängig und in kritischer Aufgeklärtheit am Aufbau einer Weltgesellschaft mitzuarbeiten, die den Krieg als Mittel politischer Konfliktauflösung endgültig abgeschafft hat. Die Welt ist klein geworden. Wir haben es in unserer Hand, sie einzurichten nach unseren Bedürfnissen – oder dauernd unbewohnbar zu machen.

Emil H. Walter, cand. phil.  
(Frankfurt a. M., Zeisselstr. 42 H  
rgsp. ab 25. 7. 66;  
Eggstrasse 58, 8620 Wetzikon)

## Unterschiede zwischen Mann und Frau ...

Zwei Aufschriften zum Artikel »Vom männlichen Stolz, dem Transzendente, Suff und Antisuffrageten«, einer hundstäglichen Blütenlese zum Frauenstimmrecht in Zs Nr. 44.1.

Obschon ich den betreffenden Artikel mit grossem Vergnügen gelesen habe und mir der Sinn für Humor keineswegs abgeht, scheint es mir eine wenig faire Art der Behandlung eines solchen Themas zu sein, wenn man Vertreter einer Seite in globo der Lächerlichkeit



ten kennen, könnte man solchen schwierigen Gedankengängen wohl nur unter Zuhilfenahme weiblicher Phantasie folgen. Da im übrigen nach herkömmlicher und deshalb sicher veralteter Auffassung ein Ehepaar immer noch aus zwei Personen besteht, scheint es mit einigen Komplikationen verbunden zu sein, bei Meinungsverschiedenheiten beiden Elternteilen die gleichen Rechte zu verleihen. Doch das nur nebenbei.

Um ausgleichender Gerechtigkeit Gerechtigkeit zu tun, sehe ich mich deshalb gezwungen, auch die im erwähnten Artikel ein wenig vernachlässigte Seite, diejenige der friedliebenden Suffrageten, mit der gleichen »Objektivität« zu betrachten, wie das der Verfasser mit den Anti-getan hat. Obschon zu den ach so machtgeringen und nach Kompensation dürstenden Konservativen gehörend, fühle ich mich in guter Gesellschaft. Wenn man den Ausführungen der Suffrageten und ihrer männlichen Gefolgsleute Glauben schenken will (und wer kann schliesslich umhin, das zu wollen), in denen der Silbe »gleich«, alleine oder in Zusammensetzung, so breiter Raum eingeräumt wird, kann man sich nur fragen, weshalb immer noch die Mehrzahl, wenn nicht gar alle Mediziner, Biologen und Psychologen überhaupt Unterschiede zwischen Frauen und Männern feststellen können. Ihr Festhalten an offensichtlich veralteten Theorien lässt sich wohl nur durch ihren Konservatismus erklären, in dem sie sich ein »Reservat männlicher Machtausübung bewahren und insgeheim Untergebene haben wollen«. Weniger verständlich ist allerdings, weshalb auch weibliche Angehörige der genannten Berufe immer noch zu den gleichen Schlüssen kommen. Wollen sie sich ein Reservat weiblicher Machtausübung bewahren? Doch diese kleine ungeklärte Frage soll uns nicht davon abhalten, energisch gegen dieses Uebel anzukämpfen und der neuen Idee der Gleichheit der Geschlechter zum Durchbruch zu verhelfen. Wenn man sich die Vorteile im Hinblick auf eine ungeantworte Vereinfachung unseres Lebens vorstellt, kann sich wohl niemand mehr der Unterstützung dieses Kampfes verschliessen. Einzig da Zeugen von Nachkommen dürfte in dieser unterschiedslosen Welt einige Schwierigkeiten bereiten. Da jedoch in Italien schon vor einigen Jahren mit erfreulichen Versuchen auf diesem Gebiet begonnen wurde, kann man mit Zuversicht auch der Lösung dieses Problems entgegensehen.

Mit freundlichen Grüssen  
Jürg Marti

Illustrationen von Beate Jung Lennon aus seinem Buch »Ein Spanier macht noch keinen Sommer«. Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Helmut Kossodo, Genf und Hamburg.

Fortsetzung von Seite 6

## Militärische Landesverteidigung und Landesverteidigungspolitik

eingesetzt werden können, sind wir verpflichtet, die Vor- und Nachteile einer eigenen Nuklearbewaffnung mit allen ihren Auswirkungen zu prüfen. Dies ist offensichtlich ein Zückerchen für besorgte Militärs. Jene aber, die zuversichtlich hoffen, unsere Armee werde bei den konventionellen Waffen bleiben, sei es eine neue Konzeption gebe, messen dem Satz rein deklamatorischen Wert bei, selbst wenn er nur davon spricht, dass einmal mehr geprüft werden müsste. Klarheit ist das nicht. Und doch ist Klarheit nirgendwo mehr als gerade beim Militär die Grundvoraussetzung für jede erfolgreiche Operation.

Nicht anders verhält es sich mit den Ausführungen auf S. 21 ff. über die finanziellen Grundlagen der langfristigen Planung. Da wird gesagt, der Kleinstaat vermöge bei der zunehmenden Geschwindigkeit der technischen Entwicklung nicht mehr auf allen Gebieten Schritt zu halten. Finanzielle Einschränkungen und steigende Kosten zwingen ihn, auf alles »bloss Wünschbare« zu verzichten. Die Definition des bloss Wünschbaren ist einmal mehr dehnbar. Ermessensfrage. Wieder erweist sich der Bericht als unklar. Aus seinen Formulierungen vermag ein jeder das herauszulesen, was ihm passt. Eine merkwürdige Antwort erhält man auf die Frage, was denn die Kon-

sequenz aus der Feststellung über die finanziellen Grenzen der Schweiz sei, die doch recht alarmierend wirkt. Ist es etwa die beruhigende Zusammenfassung auf S. 24, wonach die Aufrechterhaltung einer wirklichen Landesverteidigung während der jetzt überblickbaren Zeit wohl sehr beträchtliche Mittel beansprucht, unsere Möglichkeiten jedoch nicht übersteigen werde? Zusammenfassungen und Schlussfolgerungen solcher Art, mit denen man sich über unangenehme, aber unumstössliche Tatsachen hinwegzusetzen pflegt, sind keineswegs Zeichen eines kräftigen Regierungswillens.

Und zuletzt eine Bemerkung zum zentralen Anliegen des Berichtes, den auf S. 10 ff. entworfenen Theorien über die Kampfführung. Empfohlen wird ein Abwehrkampf, der den Gegner durch mehrere in die Tiefe gestaffelte Abwehrzonen zu kanalisieren und abzunützen versucht. Ein solcher operativer Plan setzt voraus, dass dieser Gegner sich bereits an unserer Grenze befindet. Wir bauen demnach unsern Abwehrplan auf einer Situation auf, die eine verzweifelte Ähnlichkeit hat mit dem Frühjahr 1940, als Frankreich zusammenbrach. Damals rettete uns zwar die Reduit-Idee, mehr aber noch die »providentielle« Deix. Ist es aber ausgemacht, dass wir noch ein zweites Mal derart gut wegkommen, und ist in einem möglichen künftigen Krieg, in

dem auf europäischem Boden höchst wahrscheinlich grosse Blöcke mit gewaltigen Waffensystemen einander gegenüberstünden, die Idee nicht fast aberwitzig, dass der neutrale Kleinstaat sich erst zu wehren beginnt, wenn der Feind vor den Toren steht? Ist gegen eine sicher anzunehmende erdrückende Uebermacht die Abwehr des allein auf sich gestellten Kleinstates dann überhaupt noch zumutbar? Wir wagen dieses Problem lediglich in einer aufgeworfenen Frage zu berühren. Diese ist freilich umso eher angebracht, als im Momente, da der Bericht im Parlamente diskutiert wurde, die Presse bekannt gab, dass die Schweiz mit Schweden über die Möglichkeit einer Koordinierung der Rüstung verhandle – allerdings zunächst nur sehr vorsichtig und unter Wahrung voller Entscheidungsfreiheit. Warum aber ist im Bericht keine auch nur leise Andeutung zu finden über die denkbare künftige Entwicklung auf eine gemeinsame zwischenstaatliche Rüstung hin? Wollte man durch das Verschweigen solcher Dinge einer fruchtbaren Diskussion über ein zentrales schweizerisches Tabu aus dem Wege gehen? Dann läge auch hier ein Mangel an Entscheidungsfähigkeit und Klarheit vorseiten jener vor, die über unsere militärischen Möglichkeiten sehr genau im Bilde sind.

Marcel Beck

# happenings happenings happenings

## Die liberale Studentenschaft im Wintersemester

Wie Studenten sich mit Politik beschäftigen, ob sie gar selbst Politik treiben sollen hat in jüngster Zeit die Gemüter manches »zürcher student« und vieler Zürcher Studenten erregt. Während man in den »höheren Sphären« den geistigen Raum der Nation entdeckte, hat sich das »Fussvolk« immer häufiger und immer zahlreicher abends in Auditorien und Zunftstuben zusammengefunden, um, geködert von illustren Gästen, sich aus dem akademischen Elfenbeinturm in den Morast praktischer politischer Probleme locken zu lassen.

Die Methode der Arbeitsgemeinschaften hat sich bewährt. Und auch bei den Gruppen der »Liberalen« und der »Fortgeschrittenen«, die durch die Kontinuität ihres Bestehens einer Linie oder einem Standort verpflichtet sind, hält sich die personelle Rotation in studentischem Rahmen und garantiert Beweglichkeit und Unbekümmertheit. Die offene Konkurrenz hat sichtlich die Qualität der Veranstaltungen und das Interesse des Publikums gefördert.

So präsentiert die Liberale Studentenschaft ihr Winterprogramm in der

Ueberzeugung, etwas bieten zu können. Es werden Themen zur Diskussion gestellt, die uns zumindest einen Einblick ermöglichen, entweder, weil sie uns direkt angehen (Hochschule), weil sie viele Fachrichtungen tangieren (Landesplanung), oder weil sie im Rampenlicht des öffentlichen Gesprächs stehen (schweizerische Vergangenheit, Atombewaffnung, Neutralität). Es soll deshalb auch versucht werden, in Vordiskussionen Fragen und Argumente für das Gespräch mit den Referenten zu erarbeiten.

Es soll in erster Linie um die Sache gehen. Zur Arbeitsweise eines Akademikers gehört es, die Quellen zu befragen, nicht nur Interpretationen zu übernehmen. Die Veranstaltungen sollen deshalb nicht Lösungen oder gesicherte Anschauungsweisen – einen liberalen Patentfilter beispielsweise –, sondern Einblick in Sachverhalte vermitteln. Die Referenten sind weder aus einer Partei noch nach irgendeinem Proporz aus verschiedenen Parteien, sondern allein als Fachleute gewählt worden.

Studenten und Politik? Dies ist eine Möglichkeit: Die Studenten sollen sich auch mit den politischen Fragen in der Weise auseinandersetzen, die einem Akademiker angemessen ist. Das ist weder die Abstinenz noch die Strasse.

Ulrich Pfister

## SPORT DER HOCH SCHULEN

### Akademischer Sportverband Zürich

bd – Ein ereignisvolles, turbulentes Sportjahr geht seinem Ende entgegen. Viele hochschulportliche Anlässe haben stattgefunden, und unsere Zürcher Studenten waren wiederum in vielen Sparten erfolgreich.

Ich möchte hier zurückblenden und einen Blick auf das Sportjahr 1966 werfen. Die Details entnehme ich unserem umfangreichen Jahresbericht:

Allen voran möchte ich unseren wackeren Ruderer Martin Studach (ETH) nennen, der zusammen mit Melch Bürgin im Doppelzweier Weltmeister wurde. Bravo!

Ernst Ammann (UNI) wurde Schweizer Meister im Hammerwerfen, Urs Schaffner (ETH) im Orientierungslauf, auch die Ruderer Hugo Waser (UNI), Martin Studach und Hanspeter Hülliger (beide ETH) kamen zu Meisterehren.

Die Würde eines Schweizer Hochschulsportmeisters tragen folgende Studenten aus Zürich:

Geländelauf:	
Mannschaft:	ETH
Skifahren:	
Studentinnen:	Roner Madlaina, ETH
Alpine Komb.	
Studenten:	
Slalom:	Beck Hans-Peter, UNI
Skisprung:	Dehli Arno, ETH
Alpine Komb.	Ellingsen Knut, ETH
Nord. Komb.	Ellingsen Knut, ETH
Viererkomb.	Ellingsen Knut, ETH

Leichtathletik:	
Studentinnen:	
Kugel:	Roner Madlaina, ETH
Diskus:	Müller Elisabeth, UNI
Studenten:	
400 m:	Haas Niklaus, UNI
1500 m:	Fritz Walter, UNI
110 m Hürden:	Götschi Erwin, ETH
Weitsprung:	Zuberbühler W., UNI
Diskus:	Losa Roberto, UNI

Wasserspringen:	Philippin Gérard, ETH
Schiessen:	
Gewehr, Einzel:	Zimmermann K., UNI
Mannschaft:	UNI
Pistole, Einzel:	Zimmermann K., UNI
Mannschaft:	ETH

### 6 Menus gratis ...

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. Keine Vorauszahlung. **Tellerservice** ab Fr. 2.30. **All-Inn-Menüs** (inkl. Kaffee — 50 und Getränk — 50).

**aschinger**

Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz, 92 Schritte vom Limmatquai (unterhalb der Uni).

Jeden Dienstag: **Pizza di Roma**  
Jeden Freitag: Treffpunkt der Wähen-Liebhaber (eigene Konditorei).

Chinesische und indische Speisen.

Fechten:	
Studentinnen:	Lutz Yvonne, UNI
Studenten:	
Florett:	Bretholz Alex., UNI
Degen:	Bretholz Alex., UNI
Feldhandball:	UNI

An internationalen Veranstaltungen schlug sich der ASVZ ebenfalls sehr gut. Errangen doch die Leichtathleten gegen die Faculté des Sciences in Paris einen Sieg, und an den Würt. Ski-Hochschulsportmeisterschaften waren Zürcher Studenten in den vordersten Rängen zu finden. Ein gutes Unentschieden erreichte die Fussballmannschaft gegen die Freie Universität Berlin. 4 Leichtathleten starteten an den Europameisterschaften in Budapest.

Ein Blick auf die Besucherzahlen zeigt, dass z. B. in der Allgemeinen Körperschule im Sommersemester 1966 10 263 Besuche (Vorjahr 8827) zu verzeichnen sind. Im Wintersemester 1965/66 stieg die Zahl von 18 556 auf 21 901 Übungsbesuche. – Die Gesamtbesucherzahlen ergeben folgendes Bild:

Wintersemester	Sommersemester
1965/66	1964/65
51 190	41 726
23 473	21 821

Rund 29% aller Studierenden turnen im Sommer bei uns, und im Winter sind es sogar 34%! Leider stehen uns keine neuen Übungsstätten zur Verfügung, so dass sich der ASVZ in bezug auf Hallen und Plätze ständig vor neue Probleme gestellt sieht.

### Die Vielfalt der Wissenschaft

#### Eine interdisziplinäre Vorlesungsreihe

Universität Zürich und ETH führen, wie wir bereits im z. 44. angekündigt hatten, im Studienjahr 1966/67 gemeinsam eine Vorlesungsreihe durch, die der besseren Verständigung zwischen den Einzelwissenschaften dienen soll.

Aus der Tatsache, dass das wissenschaftliche Erkennen sich in eine immer grössere Zahl von Fachwissenschaften aufspaltet, wird auch eine brauchbare Uebersicht der verschiedenen Disziplinen immer schwieriger zu erreichen sein. Auf der anderen Seite verstärkt sich jedoch immer mehr das Bedürfnis nach dem Erkennen von Querverbindungen zwischen den einzelnen Fächern. Ausdruck einer derart vielgestaltigen Zielsetzung wäre sicher auch eine fortschreitende Vereinheitlichung der theoretischen Grundlagen in einzelnen Teilbereichen des Wissenschaftszusammenhangs.

In dieser – auf studentische Initiative hin entstandenen – Vorlesungsreihe wird nun jeder Fachvertreter seine Disziplin nach Gegenstand und Methoden auf verständliche Weise charakterisieren, um jenen Anforderungen bestmöglich entsprechen zu können.

Die Vorlesungen, deren Folge im Sommersemester 1967 an der Universi-

tät Zürich fortgesetzt wird, sind gratis, und die Hörer haben sich nicht einzuschreiben. Der Besuch dieser interdisziplinären Vorlesungsreihe ist allen Studierenden, Lehrenden und Forschenden beider Hochschulen wärmstens empfohlen.

Zeit: Donnerstag, 20.15 bis 21.45 Uhr  
Ort: Grosser Hörsaal im Physikgebäude

### Solidarität?

Weil am 26. Oktober 1966 wiederum 7 Studenten der Staats- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Madrid für die Dauer von zwei Jahren aus allen Abteilungen der besagten Hochschule ausgeschlossen wurden;

Wie diese unsere spanischen Kommilitonen ihr Eintreten für die demokratischen Grundrechte des Studenten, für ihre Forderung nach Liberalisierung der Studentenschaften in Form der Selbstbestimmung mit sozialer und politischer Achtung bezahlen müssen; Weil wir glauben, dass alle Studenten ein unabhängiges Recht auf Selbstbestimmung haben und dass dieses Recht nicht angetastet werden darf durch undemokratische Interventionen der Polizei; und

Weil wir der Ansicht sind, wir dürften uns mit nur verbalen Protesten nicht länger begnügen, wenn es zu beweisen gilt, dass Solidarität konstruktiv zu begreifen ist;

Erklären wir hiermit, dass wir Zürcher Studenten uns bereit finden sollten, für spanische Studenten, denen das Studium in ihrer Heimat aus politischen Gründen versagt wurde, z. B. in Form einer Solidaritäts-Woche die finanziellen Mittel für einen Studienaufenthalt in der Schweiz zu beschaffen, um ihnen so unserer Sympathie konkreten Ausdruck zu geben;

Bitten wir jedermann auf das dringlichste, uns bei der Verwirklichung dieses Anliegens, die man z. B. in einer Kerzenaktion sehen könnte, zu helfen.

Bitte!  
Fortschrittliche Studentenschaft Zürich, der Vorstand  
Postfach 680, 8021 Zürich



### Renoviert!

Endlich »betanzbar« Boden.

Eröffnungsfest  
Freitag, den 11. November.

Neben Mittwoch und Freitag nun auch am Samstag geöffnet.

**OTTO FISCHER AG**

Elektronische Artikel en gros  
Zürich 5 · Siliquai 125 · Postfach 8023 Zürich · ☎ 051/43311

### Studentenbibliothek

Jedem Studenten sei zum Bewusstsein gebracht, dass eine Studentenbibliothek existiert. Diese Institution, von Studenten für Studenten geführt, ermöglicht es allen Interessierten, auf dem Gebiet der Neuerscheinungen auf dem laufenden zu bleiben.

Die schon seit Jahrzehnten existierende Bibliothek verfügt über eine reichhaltige Auswahl deutscher und fremdsprachiger Werke. Es lohnt sich, einen Blick auf die Titel zu werfen, welche in der Zentralbibliothek im unteren Drittel des Zeitschriftenkästchens angeführt sind. Die Bücher werden in der ZB auf normalem Wege bestellt.

Letztes Semester hat die Bibliothekskommission folgende Bücher angeschafft, die sie zur Lektüre bestens empfiehlt:

Raffael Ganz, Schabir ...  
Reinhold Schneider, Verhüllter Tag.  
Barbara König, Die Personenseite.  
Elisabeth Castonier, Etwas late Nacht.  
Friedrich Dürrenmatt, Der Meteor ...  
Jürg Federspiel, Der Mann, der Glück brachte.

Günter Grass, Katz und Maus ...  
Hans Sedlmayr, Verlust der Mitte ...  
Hans Sedlmayr, Der Tod des Lichtes ...  
Alice Meyer, Anpassung oder Widerstand ...

Karl Jaspers, Wohin treibt die Bundesrepublik?  
Peter Bichsel, Eigentlich möchte Frau Blum ...

Max Frisch, Zürich-Transit ...  
Michel Bourguignon, Le jardin des innocents.  
Pierre-Henri Simon, Ce que je crois.

Simone de Beauvoir, La force de l'âge.  
Edward Albee, Tiny Alice.

Leonardo Sciascia, A ciascuno il suo.  
Giorgio Bassani, Il giardino dei Finzi-Contini.

Alberto Moravia, L'automa.  
Alba Schwarz

### Programm zum ETH-Tag

Akademisches Orchester Zürich  
Franz Schubert 1797–1828  
Ouverture zur Oper  
»Der häusliche Krieg« (1823)

Bericht des Rektors,  
Prof. Dr. H. Leibundgut,  
über das Studienjahr 1965/66

Studenten-Gesangsverein Zürich  
Hans Lavater  
Drei Galgenlieder (Ch. Morgenstern)

Ansprache von Herrn Casella,  
Präsident der GEP

Rede des Rektors:  
Gedanken zur Waldforschung

Studenten-Gesangsverein Zürich  
Wanderlied der Prager Studenten  
(J. v. Eichendorff)  
(Volksweise, Satz von E. Hess)

Ehrenpromotionen  
Gaudeamus igitur

### Kleinanzeigen von Studenten

werden vom Büro der Studentenschaft der Universität an der Doktor-Paust-Gasse 9, Telefon (für Auskünfte) 32 92 87, entgegengenommen.

Preise:	
einspaltig	1 cm hoch Fr. 7.–
	2 cm hoch Fr. 14.–
	3 cm hoch Fr. 20.–

Der Betrag ist sofort in bar zu bezahlen. Benutzt diese Gelegenheit, eure Bücher, Mikroskope usw. zu verkaufen, eure Kommissionen zu informieren oder Mitfahrer für den bevorstehenden Europa-Trip zu finden!

**NEUE ZÜRCHER ZEITUNG** (für Historiker, alle Kriegsjahre 1939–1945 zu verkaufen, Telefon (051) 53 08 67.

**WER ERTEILT** einem Gymnasialten (I. Kl.) und einem Handelsschüler (3. Kl.) Unterricht in Latein, Französisch, Englisch, Volkswirtschaftslehre? Telefon 45 03 86.

### Semesterprogramm der Liberalen Studentenschaft

Dienstag, 8. November	19.30	1. Ordentliche Mitgliederversammlung und Vordiskussion »Anpassung oder Widerstand?« Ort: Rest. »Weisser Wind«, Oberdorfstrasse 20
Dienstag, 15. November	20.00	»Anpassung oder Widerstand?« Referenten: Dr. Alice Meyer, Nationalrat Dürrenmatt, Major Hausammann, Prof. Dr. K. Schmid Diskussionsleiter: Dr. O. F. Frisch Ort: Zunftthaus zur »Waag« (Gr. Saal)
Dienstag, 22. November	20.00	»Militärarmee im Atomzeitalter« Referenten: Nationalrat Bringolf, Dr. Sontheim, Dir. BBC, Dr. Däniker, Major I. Gst., Major i. Gst. Müller Diskussionsleiter: Dr. P. Schaffroth, Chefredaktor vom »Bund« Ort: Bahnhofbuffet I. Kl. (I. Stock)
Ende November		Seminar mit der Liberalen Hochschulgruppe in Freiburg i. Brsg. »Geistige Landesverteidigung?« mit Oskar Reck, Chefredaktor der Thurgauer-Zeitung
Dienstag, 13. Dezember	20.00	»Hochschule – Quo vadis?« Referenten: Minister Burckhardt, Prof. Dr. E. Hadorn, Dr. U. Steinlin Ort: Rest. »Du Pont«, Bahnhofquai 7
Dienstag, 24. Januar	20.00	»Landesplanung?« Diskussion mit Dr. Stüdeli Ort: Zunftthaus zur »Waag« (Zunftstube)
28./29. Januar		»Schweizerische Aussenpolitik an einem Wendepunkt?« SFS-Wintertagung in Luzern
im Februar		»La politique de la neutralité Suisse« Referent: Alt-Bundesrat Pettipierre
im Februar		Besichtigung der Druckerei und Redaktion des »Tages-Anzeigers«

### Praxis im Ausland

Die IAESTE (International Association for the Exchange of Students for Technical Experience) hat seit 1948 Zehntausenden von Studenten ein zwei- bis dreimonatiges Praktikum in ausländischen Industriefirmen, bei Architekten, Ingenieurbüros, Bauunternehmungen sowie in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben ermöglicht. In jedem Fall wird darauf geachtet, dass die Arbeit des Studenten mit seinen Fachinteressen im Einklang steht. So lernt er nicht nur ein fremdes Land besser als ein Tourist kennen, sondern profitiert auch beruflich.

Im vergangenen Sommer konnten 243 Studierende schweizerischer Hochschulen und Technika durch Vermittlung der IAESTE im Ausland arbeiten, während 340 ausländische Studenten in die Schweiz kamen. Wir erhielten Praxisplätze in 30 Ländern, von Polen bis Portugal und von Irland bis Japan. Wenn die Organisation auch immer mehr auf andere Kontinente übergreift, so wickelt sich der Austausch aus naheliegenden Gründen immer noch zum grössten Teil in Europa ab, denn grundsätzlich muss jeder Teilnehmer die Reise an den Praxisort und zurück selbst bezahlen. Dafür erhält er im Gastland eine Entschädigung, die für den Lebensunterhalt ausreicht.

Wenn du Zeit und Lust hast, in den Sommerferien 1967 ein anderes Land bei der Arbeit kennenzulernen, so lies

den in allen Gebäuden der ETH und im Hauptgebäude der Universität ausgehängten Anschlag und melde dich bis Ende November beim Praktikantenamt der ETH, Hauptgebäude Zimmer 40c, 1. Stock. Die alljährliche Konferenz der IAESTE findet diesmal im Januar 1967 in Lausanne statt. Dort werden die Praxisofferten ausgetauscht, so dass die Zuteilung der Plätze im Februar erfolgen kann.

K. Köchle, Sekretär IAESTE  
Praktikantenamt der ETH

### Fortschrittliche Studentenschaft

Um die für Demokratie und technischen Fortschritt gleichermassen gefährliche Stagnation eines Landes zu überwinden, bedarf es neuer politischer Formen und Allianzen. Voraussetzung dazu ist eine Klärung der verschiedenen Positionen. Diesem Ziel dient eine öffentliche Diskussion zwischen Prof. Dr. A. Rich (Leiter des Sozialistischen Instituts der theologischen Fakultät der Universität Zürich) und Dr. Konrad Farnet (Mitglied des Zentralkomitees der Partei der Arbeit der Schweiz) zum Thema

Gesellschaftskritik aus christlicher und marxistischer Sicht

Unter Leitung von Pfr. Dr. E. Wildbolz wird der Dialog an zwei Abenden geführt: Donnerstag, 10. und 17. November, Studentenheim Clausiusstr., Grosser Saal, 20 Uhr.



# theater

## Offener Brief an Robert Ruoff, VSS

Vor langer Zeit lud der VSS durch den damaligen Vizepräsidenten für Kulturelles, Hans Witschi, eine polnische Folklore- und Ballettgruppe zu einer Tournee in die Schweiz ein. Diese Einladung wurde vom später gegründeten Verein Schweizerischer Studententheater (VSS) als Erbe übernommen; für die Korrespondenz, die in dieser Sache geführt wurde, zeichnete aber der jetzige VPC des VSS, Robert Ruoff, verantwortlich. Lange geschah nichts, erst im Oktober erhielten die verschiedenen Studententheater die nichtsagende und vage Mitteilung, es sei für den November eine Bühne bereitgemacht. Auf verschiedene energische Rückfragen hin wurde eine Orientierungssitzung in Bern einberufen. Die Sitzung, auf 15 Uhr angesetzt, begann um 16.30 Uhr; Robert Ruoff, der die Einladung unterzeichnet hatte, liess sich entschuldigen, er wäre zwar im Haus, hätte aber diverse wichtige Besprechungen. Die Sitzung zeigte nun, dass für die Polentournee eine völlig unfähige Organisation am Werk war; nichts war vorbereitet, auf keine Frage konnte genaue und erschöpfende Auskunft gegeben werden. Trotzdem bestand die Hoffnung, dass die in Basel, St. Gallen und Zürich geleisteten Vorarbeiten nicht umsonst sein würden, nötig war allerdings eine überdurchschnittliche Anstrengung der Organisatoren. – Drei Tage später kam aus Bern die Meldung, dass die Tournee abgesagt worden sei, «weil Lausanne und Neuenburg nichts vorbereitet hätten». – Soweit die Fakten. Wir glauben wie unser «Briefschreiber», Thomas Held, dass es bei diesem Organisationsfehler tatsächlich um mehr geht, als um ein «Missgeschick». Deshalb geben wir ihm das Wort, der die Ereignisse aus nächster Nähe mitverfolgt hat.

Die Redaktion.

Ihr Fratzten, ihr Kasperl, ihr Glotzaugen, ihr Jammargestalten, ihr Ohrfeigengesichter, ihr Schiessbudenfiguren, ihr Maulaffenfeilhaber. (Peter Handke: Publikumsbeschimpfungen)

Lieber Robert,

die Beschimpfungen wären mit dem Handke-Zitat erledigt; ich möchte nicht wieder auf die üble Sitzung vom vorletzten Samstag zu sprechen kommen, sondern nur ein paar Gedanken zur «Polen-Affäre» äussern. Die Sache ist wichtiger, als Du vielleicht denkst. Es geht dabei nicht um uns, um unsere Vorbereitungsarbeiten, die nun überflüssig geworden sind. Es ist aber eine ungeheure Frechheit, die Polen, die alles für ihre Tournee organisiert hatten, so kurzfristig auszuladen. Ich leitete im letzten September die Reise des Studententheaters Zürich nach Zagreb und weiss, wie viele Vorbereitungsarbeiten für ein solches Gastspiel geleistet werden müssen. Trotzdem machten unsere Vorbereitungen nur einen Bruchteil dessen aus, was die Polen unternehmen müssen, wenn sie ins Ausland fahren wollen. Da Du VPC bist, solltest Du eigentlich wissen, dass die Polen Ausreisewilligungen, Visa, Devisen

brauchen, ganz abgesehen davon, dass man eine Fahrkarte für 50 Personen nicht von heute auf morgen bekommt. Dazu kommt die Vorbereitung auf die Tournee selbst: eine Ballett-Gruppe fährt nicht ohne seriöse künstlerische Vorbereitung in ein anderes Land. Alle diese Vorarbeiten waren für die Polen umsonst, die sich freuten, in die Schweiz fahren zu können, die auf diese Reise hin arbeiteten. Doch die privaten Gefühle der Polen, die grosse Enttäuschung ist noch nicht das Entscheidende. Wesentlich ist vielmehr, dass der VSS, der VSS, die «schweizerischen Studenten» versagt haben. Wesentlich ist, dass das Image der Schweizer Studenten, das man nicht überschätzen soll, einen Schlag bekommen hat. Wesentlich ist, dass eine der wenigen Gelegenheiten, sich für die Gastfreundschaft der Ostblockländer an Festivals und Seminaren zu revanchieren, verpasst worden ist. All dies nur wegen der Unfähigkeit einiger Studentenfunktionäre, die zwar grossartige Einladungen verschicken können, aber zu wenig selbstkritisch sind, um zu sehen, dass sie ihre Verpflichtungen nicht einhalten können. Solche Leute in solchen Stellungen machen eine Verständigung unmöglich, zerstören das Vertrauen und diskreditieren ihr Land. Thomas Held

## PREMIERE

WL – Premieren müssten abgeschafft werden. Das Ganze sollte bei der fünften Vorstellung beginnen.

9 Uhr: Auf dem Probenzettel steht: Generalprobe in Kostüm, ohne Maske. Man ist mindestens eine halbe Stunde zu früh. Es könnte ja irgendein Haken nicht zugehen oder ein Schnürsenkel reißen. Der Garderobier hat ein paar Kostümstücke verwechselt, und das halbe Ensemble hat Angina.

»Wenn der glaubt, dass ich mich heute früh voll ausbeuge, dann irrte er sich! Ich fühle mich heute so ausgelaugt. Wenn er einmal unterbricht, geh ich nach Hause. Nein! Das ist ein Louis-XV-Säbel. Ich brauche Biedermeier. Biedermeier! Was das ist? Sie wissen nicht, was das ist?«

Der Lautsprecher: Guten Morgen. Höhnisches Gelächter zur Antwort. Zum ersten Akt bitte.

10 Uhr 30: Die Generalprobe beginnt mit einer halben Stunde Verspätung. Abgesehen davon, dass keiner mehr den Text kann, der Vorhang zu spät fällt, das Kostüm der Salondame nicht zum Bühnenbild passt, die rechte Seite der Bühne völlig im Dunkeln liegt, der Regisseur während des zweiten Aktes irrtümlicherweise am Telefon verlangt wird und der Chef alle drei Minuten »Nein, das darf nicht wahr sein! stöhnt – keine besonderen Vorkommnisse.

Anschliessend Kritik im Aufenthaltsraum. Die Stunde des Regisseurs. Er plädiert wie ein Staatsanwalt für Todesstrafe. Die Verteidigung beschränkt

sich auf den Ausspruch: Schlechte Generalprobe, gute Premiere. Missbilligende Blicke von allen Seiten. 13 Uhr Mittagessen.

Das bestellte Wiener Schnitzel wird stehengelassen. Man nimmt allein Hühnerbrühe mit Ei. Später noch einen Apfelsaft, wegen der Vitamine. Um 15 Uhr einen Johannisbeersaft, weil es sich im Theater rumgesprochen hat, schwarze Beeren seien gut für die Gehirnzellen.

16 bis 18 Uhr »Yoga«. Das heisst, man liegt in seinem Zimmer, starrt an die Decke und versucht, sich zu entspannen.

Das Nachtessen ist zusammengesetzt aus verschiedenen Wunderdrogen. Ein blutiges Steak mit einem Glas Rotwein, oder rohe Eier, harte Eier, geschlagene Eier, Eier im Glas, Eier ausgeschlürft, ein Glas Weisswein, einen Kognak, einen Underberg, rohen Schinken, Beefsteak tartare, Roastbeef.

19 Uhr: Garderobe. Man gibt sich Mühe, den andern nicht nervös zu machen. Man murmelt, flüstert, zischt. Summt, um die Stimme zu entspannen. Lächelt, selbst wenn der Witz grossartig war. Macht Sprechtechnik auf dem Klo. Den Haken kriegt man zwar zu, aber der Schnürsenkel reisst.

Der Lautsprecher: Guten Abend. (Stille) Es ist 19.30 Uhr.

Der Lautsprecher: Es ist 19.45 Uhr. Der Lautsprecher: Es ist 19.55 Uhr. Feuerwehr auf die Plätze. Zum ersten Akt bitte.

Toi, toi, toi. Es wird gespuhkt. Alles liegt sich in den Armen. Die ärgsten Toifreunde werden vereint. Die Premiere beginnt.

Erster Akt: Der Partner hat plötzlich einen Bart. »Eigentlich sieht er komisch aus. Warum lachen die da unten nicht? Ah, jetzt lachen sie. Blödes Volk, da gibt es gar nichts zu lachen. Der Bart hält nicht.« Der Partnerin

## Theatertage in Zagreb

Von Thomas Held

Das Studententheater der Universität Zürich wurde im September dieses Jahres mit seiner Inszenierung »Der Drache« von Jewenji Schwarz an das 6. Internationale Studententheaterfestival in Zagreb eingeladen. Die Notizen von Thomas Held, dem Regisseur der Inszenierung, erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie wollen nur einige Aspekte dieses Festivals streifen, Eindrücke geben von dieser wahrhaft internationalen Woche, berichten vom Gespräch zwischen Studenten aus West und Ost.

Die Redaktion

Sonntag

Zagreb, 10 Uhr morgens. Müde und verschwitzt steigen wir aus dem Zug. 22 Stunden Bahnfahrt haben wir hinter uns, wir schliefen in Gängen, Gepäcknetzen, Toiletten. Doch all dies ist nun vergessen, auch die endlosen Vorbereitungen zuhause, die Schreibereien mit dem Konsulat und mit dem EMD, um für unsere zehn Militärschauspieler Urlaub zu bekommen, die mühselige Bettelei, um die Gelder für unsere Reise sicherzustellen. Heute abend, in neun Stunden, werden wir spielen, müssen wir spielen! Kurze Diskussion mit den herumstehenden Taxichauffeuren, wir haben nur eine ungenaue Adresse. Nach halsbrecherischer Fahrt durch breite, schnelle Strassen werden wir in einem grossen Studentenviertel ausserhalb von Zagreb abgesetzt. Doch niemand weiss etwas von uns, die Adresse war falsch, also zurück ins Zentrum mit Sack und Pack und Revox-Bandgerät.

Im »Studentski« Center herrscht grosse Aufregung: die Schweizer wurden erst am Mittag erwartet. Man telefoniert, ein Bus soll uns ins richtige Wohnheim bringen, der Konsul wünscht uns noch vor der Vorstellung zu sprechen. Uns ist schon alles gleichgültig, wir haben nur eine Frage: Sind unsere Bühnenbilder, zu spät und als Eilgut abgeschickt, angekommen? Sie sind, draussen stehen sie, auf der Strasse, verborgen und schmutzig, aber ganz!

Nach dem Mittagessen: Probe im Theater. Zwei Stunden lang dürfen wir die Bühne benützen, aber von Proben ist gar keine Rede, wir haben kaum Zeit, alle technischen Probleme zu lösen, hilflos stehen wir inmitten der komplizierten Anlage. Aber da ist Biba, unsere Dolmetscherin und Betreuerin, sie allein ist noch frisch, dirigiert mühselos eine ganze Armee von Bühnenarbeitern herum, feuert sie an. Sie weiss alles: Biba, wo muss der Vorhang aufgehängt werden, wann wird der Spot 3b eingeschaltet, Biba, wo können wir unsere Drachenköpfe aufhängen? Palaver mit dem Bühnenmeister, schliesslich erlaubt er aber doch, dass Peter auf den Schnürböden klettern darf, um die Köpfe herunterzulassen, gleich werde verrückt! ruft Biba in ihrem unwiderstehlichen Deutsch, und uns allen geht es genauso.

Draussen im Hof, in praller Mittagshitze, wird der dritte Akt geprobt, es klappt nicht, die Militärs beherrschen

ihren Text nicht mehr. Daneben streichen einige Bühnenarbeiter alle möglichen Bretter weiss an: Adrian, der Bühnenbildner, konnte sich nicht damit abfinden, dass Zagreber Podeste nicht weiss wie Zürcher Podeste sind. Im Theatercafé hat er allen freien Bühnenarbeitern einen Pinsel in die Hand gedrückt; nun wird gemalt, als gälte es, ganz Zagreb zu weisseln.

Zurück ins Studentenheim, duschen, umziehen, letzte Besprechung. Ich verteele Vitamin C und gute Ratschläge. Letzte Auseinandersetzung: Ich glaube nicht, dass die »weisse Bühne« zur Zeit fertig wird, Adrian will unter allen Umständen weitermalen. Die Zeit drängt, noch muss eingeleuchtet werden, wir brechen auf. Im Theater wartet Biba mit den Arbeitern, wir trauen unsern Augen nicht: Die Bühne ist weiss, der erste Akt ist fertig aufgebaut – wir umarmen die Bühnenarbeiter!

Die Aufführung beginnt, das Theater ist bis auf den letzten Platz besetzt, viele stehen. Der letzte Akt klappt bis auf den Schluss: der »blackout« kommt nicht, der Umbau verzögert sich, das Ensemble wird nervös, das Publikum unruhig. Nun beginnt sich die Müdigkeit auszuwirken, die Textfehler und »Hänger« häufen sich, die Ausführung wird langsamer und langsamer, einzelne Leute verlassen das Theater. In der Pause streichen wir den dritten Akt zusammen, wir wollen die Aufführung möglichst schnell zu Ende bringen. Endlich der Schlussvorhang: Applaus, Buhrufe, Pfiffe. In der Garderobe: Presse, TV. Grosse Diskussionen: Einzelne haben nur, andere überhaupt keine Buhs gehört. Müde ausgebrannt gehen wir zum Empfang beim Konsul – die erste Erfahrung vor einem internationalen Festivalpublikum liegt hinter uns.

Montag

13 Uhr. Diskussion über unsere Aufführung. Im Hörsaal mit der Simultanübersetzungsanlage sitzen etwa 150 Personen. Die Ostberliner werfen uns vor, wir hätten mit unserer im Programm gedruckten Interpretation falsche Erwartungen erweckt, »es war, wie wenn einer Silowitz bestellt und kalten Kaffee kriegt«. Ein Jugoslawe meint, unsere Aufführung wäre hübsch, ausgeglichen, eben schwächer gewesen – wir sollten nächstes Jahr mit unsern schönen Kostümen ein Musical aufführen... Zwischenhinein private Diskussionen, Interviews, Fernsehaufnahmen. Rägi ist der grosse Star

für die jugoslawische TV, in den Diskussionen, im Klub wird sie immer wieder gefilmt. Langsam gewöhnt man sich an die hektische Umgebung, lernt die Gruppen kennen, sieht die Schauspieler von gestern heute beim Essen, kommt ins Gespräch. Um Mitternacht, nach der letzten Vorstellung, trifft man sich im Klub, diskutiert, trinkt, tanzt zur Musik des Zagreb Jazz Quartet.

Dienstag

Erster Funke im Theater: Die Schweden spielen »If the war comes«. Das Stück zielt auf den Vietnam-Krieg, die Schauspieler tragen US-Uniformen, die Bühne ist in dschungelgrünes Licht getaucht. Das Publikum wird zum Mitspielen aufgefordert: Wenn es den Offizier daran hindert, die gefangene Frau zu erschüssen, wird der Krieg zu Ende sein. Doch das Publikum handelt nicht, greift nicht ein; in den Schlussapplaus fällt der Exekutionsschuss, der Krieg geht weiter. Im Klub gibt es erbitterte Diskussionen: War es pseudo-engagierter Theater? Kann man den Krieg auf eine so emotionale Weise behandeln, soll man das Publikum so vergewaltigen? Grosse Auseinandersetzung mit den Schweden: Hört der Krieg wirklich auf, wenn wir »nein« sagen?

Es ist bemerkenswert, mit welcher Freiheit über alle politischen Probleme diskutiert wird. Ein Jugoslawe diskutiert mit zwei Engländern über Freizügigkeit und freie Universitätswahl.

Die Engländer behaupten, bei ihnen könne jeder tun und lassen, was er wolle, und reisen, wohin er wolle, darauf komme es an; der Jugoslawe hält ihnen grenzenlosen Individualismus vor, bricht ab, stellt eine Frage, die immer und immer wieder, oft ganz zusammenhanglos gestellt wird: Wieviel Prozent der Studenten kommen in England aus Arbeiterkreisen? Zum Glück muss ich diese Frage nicht für die Schweiz beantworten...

Aber die Jugoslawen kritisieren auch eigene Missstände. In einem Vortrag äussert ein Professor: Solange es noch zu Verhaftungen von Wissenschaftlern (Mihailow) komme, wie dies vor 14 Tagen geschehen sei, könne man nicht in Ruhe arbeiten.

Das Auffälligste in den Diskussionen: Es gibt keinen Ostblock. Die Jugoslawen sprechen von der DDR als einem Polizeistaat, für die Bulgaren herrscht in der DDR der nackte Revisionismus...

Mittwoch

Grosser Aufruhr im Theater: Die Russen zeigen ihre »Show«, eine Art Musical mit Kabaretteinlagen, Volksliedern und historisch-politischen Szenen. Das Publikum ist gespalten, nach jeder Nummer werden Buhrufe und Applaus stärker, es herrscht Festivalstimmung. Die Spieler sind alle phantastisch durchtrainiert, singen perfekt, aber man glaubt, in einer Music-Hall-Aufführung der zwanziger Jahre zu sitzen: die Choreographie wirkt mechanisch.

Fortsetzung auf Seite 14



»Mensch, geh doch raus, natürlich kommst Du dran«, »dann geh ich eben!«

Zeichnung: Regula Pfenniger



## Geburtsanzeige

Herzliche Schmähungen und Glückwünsche  
Der zürcher student hat eine kleine Cousine bekommen. Die Theaterzeitung »blackout«. Wir freuen uns selbstverständlich, eine Geburtsanzeige veröffentlichen zu dürfen, obwohl wir schon jetzt gesehen haben, dass ein gar garstiges Ünding das Licht der Welt erblickt hat: »blackout« bringt Informationen, Meinungen und Gerüchte, und das letztere ist es, was uns so masslos verübelt, denn was kann den Ruf einer Zeitung mehr diskreditieren als ihr freimüthig schnoddriges Bekenntnis, sie verbreite Gerüchte. Daneben behauptet sie, und das mutet fast rührend weifremd an, sie sei von allen für alle, d. h. jeder, der eine eigene Meinung hat, schreibe etwas. »blackout« scheint noch zu jung zu sein, als dass sie es sehen könnte, wie wenige für wie viele im Zeitungswesen die eigene Meinung zu produzieren pflegen. Beruhigend ist allerdings, dass »blackout« nur eine Theaterzeitung ist.

Sie berichtet über Inszenierungen, Zusammenkünfte, Vorträge, Gastspiele usw., so dass sie ihren Schaden auf höchst beschränktem, nebensächlichem Gebiet anrichtet...

Der Vater von »blackout«, Thomas Held, hat übrigens bereits in der Mittelschule als Regisseur begonnen; mit dem Studententheater hat er den »Drachens« von Jewgenij Schwarz inszeniert. Ausserdem ist er erfahrener Zürcher-Student-Mitarbeiter.

Der Co-Vater von »blackout«, sein Mitredaktor Hannes Meier, zeigt übrigens seine eigene Meinung nicht nur in »blackout«; wer hat seinen Russland-artikel im zs noch nicht gelesen?

Junge Zeitungen haben meist eine sehr kurze Lebenserwartung.

Doch »blackout« hat so mutig und selbstsicher-vorurteillos begonnen, dass wir ihr alle Kraft wünschen, die es zum Überleben braucht. Wenn ihr sonst noch etwas fehlt, können wir ihr vielleicht sogar helfen. Tomi und Hannes haben uns ja auch schon geholfen!

Viel Glück: Der »zürcher student«.

Fortsetzung von Seite 13

nisch, die Szene gleicht oft einem Helldenkmal.

Jörg und Konstanze versuchen seit drei Tagen vergeblich, mit den Russen ins Gespräch zu kommen. Die Russen kapseln sich seit ihrer Ankunft in Zagreb ab, die Gruppe erscheint geschlossen zum Essen, im Theater, im Klub. Wir sind gespannt auf die Diskussion, aber wir werden enttäuscht. Die »Gegner« der Aufführung, vor allem die Engländer und die Jugoslawen, kritisieren von Anfang an so hart und scharf, dass die Russen gar nicht anfangen,

sich zu verteidigen; sie schweigen einfach.

Viele interessante Fragen werden übergangen. Die Russen erwähnen, dass das Stück für sie ausgelesen worden sei: Wer wählt die Stücke aus?

### Donnerstag

Ovationen im Theater: die Gruppe aus Bukarest spielt: »I'm not the Eiffel Tower«, das Stück einer jungen Rumänin, eine einfache Liebesgeschichte zwischen zwei jungen Menschen. Die Rumänen spielen perfektes Theater, die beiden jungen Hauptdarsteller sind hin-

reissend. Glänzender Einfall: Die Bühnenbilder werden ins Spiel einbezogen. Hinter grossen Strohmatten kauern Leute, die Matten, die »Welt«, erscheinen manchmal freundlich, manchmal abweisend, geben den Weg frei, türmen Hindernisse auf, öffnen den Raum oder bedrängen das junge Paar.

Wie ist eine solche Aufführung an einem Studententheater überhaupt möglich? Das Programmheft zeigt: Die Rumänen sind eine professionelle Bühne, die Darsteller haben eben die Schauspielschule abgeschlossen, der junge Regisseur hat schon zwei Inszenierungen am Staatstheater in Bukarest hinter sich. Studententheater? Ja und nein. Die meisten Schauspielschulen im Osten (und in den USA) geniessen Universitätsstatus und sind deshalb »Studententheater«, weil sie einen Mittelschulabschluss voraussetzen und ihre Schüler nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch ausbilden, während bei uns die praktische Ausbildung streng von der »Theaterwissenschaft« getrennt wird, was zu beiderseitigen Missverständnissen führt. Deshalb ist es für ein schweizerisches Studententheater, für eine reine Amateurbühne, unmöglich, mit den Spitzenensembles an einem internationalen Festival zu konkurrieren.

In der Diskussion wird das Problem »Oestliches Studententheater: Form – Westliches Studententheater: Inhalt« aufgeworfen. Ein Jugoslawe erklärt sehr dogmatisch, in den sozialistischen Ländern seien die Zustände so ideal, dass man auf Kritik verzichten könne, es sei deshalb erlaubt, sich auf rein formale Experimente zu beschränken. Unter Buh-Rufen verlässt er das Mikrophon. Tatsächlich fällt aber auf,

dass ausser den Schweden und den Italienern niemand kritisches, engagiertes Theater gezeigt hat, die Freude am Spiel, am Gag herrscht vor.

### Freitag

Langsam stellt sich auch der Körper auf den neuen Lebensrhythmus ein: Morgens von 6 bis 10 Uhr schlafen – vorher hat es gar keinen Sinn, zu Bett zu gehen, die diversen »Happenings« lassen nicht einmal den Gedanken an Schlaf aufkommen – dann Mittagessen, Diskussion, Aufführung, Diskussion, Nachtessen, Aufführung, Klub usw. usw. Trotzdem macht sich die physische Erschöpfung langsam bemerkbar, die sich gegenseitig überbietenden Parties der Engländer und Schweden flauen ab, das Theater ist nur zur Hälfte besetzt. Die Aufführungen scheinen sich den allgemeinen Zerfallserscheinungen anzupassen: Die Berliner von der Freien Universität zeigen eine völlig missglückte Bühnenbearbeitung des Dürrenmatt-Hörspiels »Der Prozess um des Esels Schattene«. Das Publikum ist unruhig, lacht, schwatzt, Grund der Heiterkeit: die Berliner haben, offenbar um das schlecht inszenierte und schlecht gespielte Stück schmackhafter zu machen, einige nackte und halbnackte Mädchen als Episodenfiguren eingeführt, motiviert nur durch den Wunsch, mit möglichst viel Freundinnen nach Zagreb zu fahren. Das Publikum (und die Bühnenarbeiter) warten auf das Strip-tease... Aber soweit kommt es nicht, die Aufführung zerfällt immer mehr, am nächsten Tag in der Diskussion versuchen die Berliner nicht einmal, sich zu verteidigen. Die Organisatoren merken die Absicht (Gratisferien in Zagreb!) und sind – mit Recht – verstimmt, anderntags schrei-

ben die Zeitungen: »...and will they please never come back.« Wieder einmal ist das Image der Bundesrepublik festgelegt.

### Samstag/Sonntag

Schluss des Festivals, Preisverteilung, Enttäuschung bei den Russen und Jugoslawen: die ersten Preise gehen nach Bukarest und nach Stockholm. Am Sonntag: Ausflug zu einem Barockschloss in der Nähe der ungarischen Grenze, überall grosse Verbrüderungsszenen vor den Cars, man steigt ein, wo man will – nur die Russen haben sich »ihren« Wagen »reserviert«. Jörg und ich machen einen Vorstoss, ein Russe spricht Englisch, wir bitten ihn, mit einigen Kameraden in »unserem« Car zu kommen. Die Russen lehnen höflich ab, bieten uns Zigaretten an, aber keiner will zu uns kommen, obwohl sie zu zweit auf einem Platz sitzen müssen! Als die Motoren schon laufen, zwingt sich Jörg einfach in den abfahrenden russischen Car, und es gelingt ihm auf diesem Ausflug tatsächlich, mit den Russen, die jetzt plötzlich sehr gut Englisch und Französisch sprechen, ins Gespräch zu kommen. Es stellt sich heraus: die Leningrader erwarteten, in Zagreb einen Preis zu gewinnen, sie sind enttäuscht, unsicher, glauben, das Publikum würde sie nicht verstehen, für sie, für Leningrad ist ihre Show Avantgardetheater. Das lange erwartete Gespräch kommt zustande.

Auf dem Schloss feiern wir Abschied, unsere Gruppe muss früher auf den Zug. Todmüde, aber glücklich und zufrieden verlassen wir Zagreb und haben nur einen Wunsch und ein Ziel – so gutes Theater zu spielen, dass wir so schnell wie möglich wieder hinfahren können.

171.5

ANGELUS  
BREITLING  
BULOVA-ACCUTRON  
CERTINA  
CORUM  
ETERNA  
FAVRE-LEUBA  
GIRARD-PERREGAUX  
GLYCINE & ALTUS  
HENO  
HEUER  
IMHOF  
INTERNATIONAL  
JAEGER-LE COULTRE  
JUVENIA  
LONGINES  
LOOPING  
LUXOR  
MOVADO  
ULYSSE NARDIN  
PATEK PHILIPPE  
JEAN PERRET  
ROLEX  
SECTICON  
TUDOR  
UNIVERSAL  
ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.



Chronometrie BEYER

seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten  
Ermäßigung  
Haarschneiden  
ausgenommen  
am Samstag  
Dienstag den ganzen  
Tag geschlossen

## Wir suchen ein Argument gegen das Stimmrecht von Mann und Frau

Warum? — Nun, gute Argumente für das Stimmrecht von Mann und Frau kennen wir. Genau so wie Sie, wie jedermann. Aber wir möchten endlich ein vernünftiges gegnerisches Argument kennenlernen. Nur ein einziges. Aber ein wirklich gutes, stichhaltiges, zeitgemässes.

Darum wenden wir uns an Sie und Ihre Kommilitonen mit der Frage: Kennen Sie ein solches Argument? Wenn ja, dann lassen Sie es uns wissen — wir sind gespannt. Wenn nein, dann zählen wir auf Ihr Ja am 19./20. November — der Vernunft zuliebe.

19./20. November 1966:

Manne, s isch Zyt für es grosszügigs Ja!

Aktionskomitee Stimmrecht für Mann und Frau  
St. Urbangasse 4, 8001 Zürich



## Fluntern

Die Bank für Professoren,  
Assistenten, Studenten  
berät Sie in Ihren finanziellen  
Problemen, wie

## Kredit

für Praxiseröffnung,  
Zahlungsverkehr mit In-  
und Ausland, Kapitalanlage.



Lassen Sie sich von uns beraten.  
Unser Verwalter H. P. Keller  
steht zu Ihrer Verfügung.

Telefon 475747, bei der alten  
Kirche Fluntern, Tram 6 und 5,  
zu Fuss 5 Minuten ob  
Kantonsspital.

# M A G I C

Mangel an Sezierleichen einerseits, Hörsaalknappheit, Bildungsnotstand, Wohnprobleme, Studentenüberschüsse andererseits (Stockungen auf dem Heiratsmarkt), Rückständigkeit der Lehrmethoden — die verwirrende Flut ungelöster Hochschulprobleme lässt es nicht weiter zu, dass wir uns einer grundsätzlichen Frage entziehen: Ist die Welterschaft des Rationalismus heute noch gerechtfertigt — hat die Logik ihre Daseinsberechtigung nicht längst eingebüsst? Ist es zulässig, dass sich ein ganzer Stab von Wissenschaftlern damit befasst, was ein eventueller Versuchsaffe auf dem Mond tun muss, wenn er muss, wenn man bedenkt, dass es der Forschung

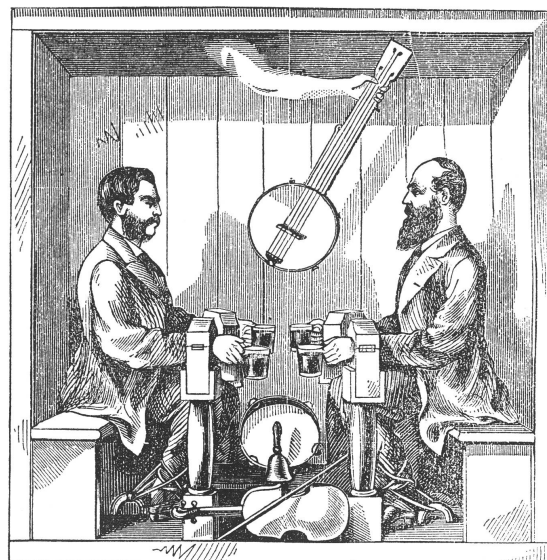
bis heute nicht gelungen ist, einen simplen Testathestempel zu entwickeln. Warum blieb es der Wissenschaft bislang verweigert, eine einschlägige Methode zur fussbadlosen Beförderung des Kaffees an den Mensatisch zu schaffen? Eingeweihten Kreisen ist es längst zur Gewissheit geworden: Uns fehlt eine Dimension. Als positive Humanistin (mit Herzensbildung) liegt es mir fern, mich in destruktiver Weise über die Beseitigung junger, hoffnungsvoller Akademiker auszulassen, ich möchte vielmehr zeigen, wie verschiedenen Problemen schon mit geringfügigen Eingriffen zu Leibe gerückt werden kann. Wir regen an, in dieser Richtung weiter zu forschen.

## Kleines Traktätlein feinsamer und approbierter Kunststücke, welche

Susanna Heimgartner  
zum  
Vergnügen und Zeitvertreib  
gewidmet.



Wien,  
gedruckt im Jahr 1774.



### Strafmassnahmen:

Der Verweis von der Hochschule hat seit der allseitigen Personalknappheit seine Kraft als Drohmittel eingebüsst. Wesentlich wirksamer könnte die oben abgebildete Folter allfällige Ausschweifungen bekämpfen. Die Becher enthalten feinstes Bier, in Notfällen Schwarzwitz.

### Mangel an Sezierleichen

Das handelsübliche Wegwerfverfahren hat einem prekären Mangel an Sezierleichen Vorschub geleistet. Der Goldin'sche Trick schafft rasch und billig Abhilfe: Die Opfer können beliebig wiederverwendet werden. Auf lebendige Studenten zwei Jahre Garantie.



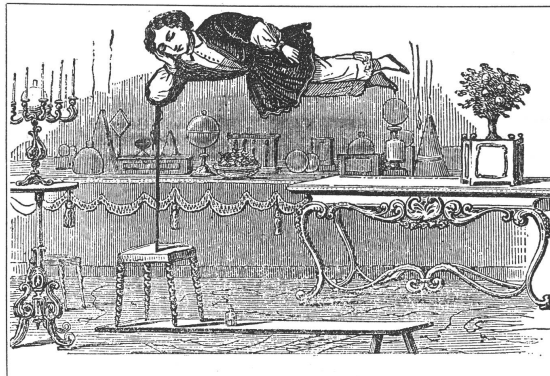
### Unhörbarkeit der Professoren:

Verschiedene zeitgenössische Sänger legen die Vermutung nahe, dass sich Gehirn- und Stimmvolumen umgekehrt proportional zueinander verhalten. Es zeichnet folglich jeden Dozenten aus, wenn er sich nur flüsternd an die Studenten wendet. Die Taubstummenausbildung kann den Studenten dank neuester Forschungsergebnisse erspart werden: Hörrohre sind bei der Zentralstelle schon für Fr. 27.50 erhältlich.



### Qualifizierte Lehrkräfte

Alte Hüte gibt es an den Hochschulen in jeder Menge. Die Anschaffung einiger neuer Hüte aber würde es den Professoren ermöglichen, jederzeit aus dem vollen zu schöpfen. Grosszügige Spenden werden dankbar entgegengenommen.



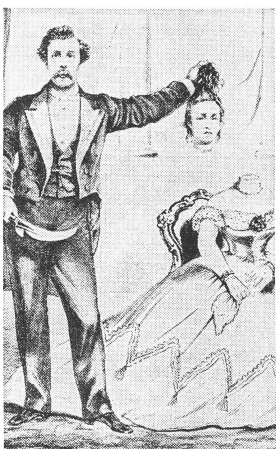
### Mangel an Studentenbuden

Bald werden Tausende von Schlummermüttern brotlos sein: Diese neue Schlafmethode erlaubt es jedem Studenten, sich in unmittelbarer Nähe der Hochschulen niederzulassen. Die Schlafstäbe eignen sich vorzüglich für Camping und Gastzimmer. Je nachdem wird die Anschaffung eines Toasters (im Winter) sowie eines Schirmes empfohlen.



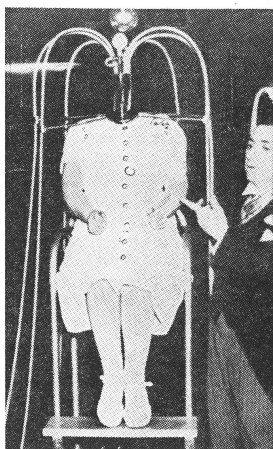
### (Phase 3)

Ersatzköpfe können, je nach Prüfungsfach, sekundenschnell montiert werden. Zur Deponierung der Reserveköpfe stehen in der Garderobe entsprechende Fächer zur Verfügung. Bastelanleitungen können gegen Einsendung des abgestempelten Fip-Fop-Mitglieder-Ausweises und 15 Bea-Punkten bei der Redaktion bezogen werden. Diskreter Versand.



### (Phase 1)

Kopflösigkeiten wird am besten vorgebeugt, indem Professor de Veres gefährlicher Kraftakt angewandt wird.



### (Phase 2)

Je nach den zu prüfenden Fächern wird eine veränderbare Anzahl von schlauchförmigen Nähkanülen angeschlossen.

# Wir fordern einen Lehrstuhl für Magie



## Warum die Jungen von der Politik fernbleiben

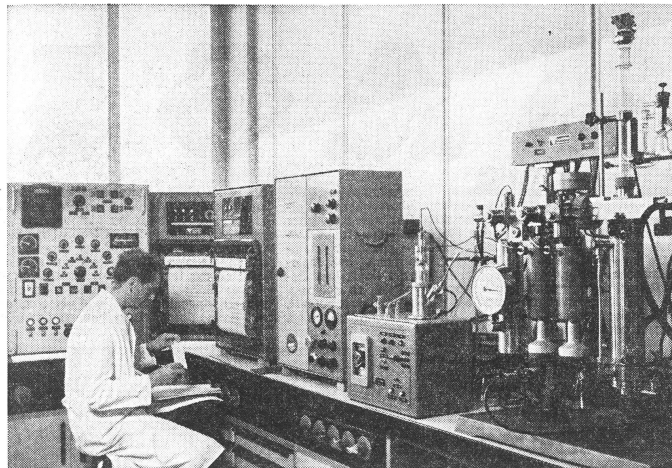
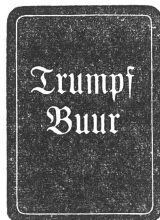
Je jünger der Jahrgang, umso geringer das Interesse an der Politik. Das ist eine statistisch erhärtete Durchschnitts-Erfahrung. Natürlich gibt es auch aktiv Politisierende der jungen Generation, aber sie sind in der Minderzahl. Warum eigentlich? Eine erste, ganz simple Antwort lautet: Wegen der Alten! Wer sich das ganze Schulalter hindurch zuhause hat sagen lassen müssen, er sei ein Grünschnabel, der von nichts etwas verstehe oder: wenn die Alten nicht für ihn sorgen würden, wäre er zu bedauern usw., der wird wenig Lust verspüren, als frischgebackener Stimmbürger mit diesen »Alten« in der Politik zusammenzuarbeiten. Die politische Abstinenz gewisser jüngerer Mitbürger ist in vielen Fällen ein Erziehungsproblem. Das sollten sich Eltern und Pädagogen merken.

Wenn man mit jungen Leuten diskutiert, kommt bald ein Zweites zum Vorschein. Den Jungen passt die Art und Weise, wie die Alten häufig noch politisieren, ganz und gar nicht. In seinem Idealismus kann der Junge nicht verstehen, dass etwas, was sachlich richtig ist, »aus politischen Gründen« nicht möglich sein soll. Er versteht es z. B. nicht, warum die Eidgenossenschaft, weil die Universitäten der finanzschwächeren Kantone Bundeshilfe benötigen, gleich auch den reichen Kantonen noch Geld für ihre Hochschulen zuschiessen muss. Geld, notabene, das sie

vorher oder nachher in diesen reicheren Kantonen holt. Die junge Generation versteht es auch nicht, dass der Bau der schweizerischen Nationalstrassen so vor sich gehen muss, dass an allen Ecken und Enden unzusammenhängende Strassenabschnitte entstehen; die Fertigstellung grosser Durchgangsstrecken lässt aber jahrzehntelang auf sich warten. Und dies offensichtlich aus »politischen« Gründen. Man kann scheinbar nicht in Liestal ein Stück Nationalstrasse bauen, wenn nicht Stans auch ein paar Kilometer bekommt. Ein System, das zu allem andern noch ein sündhaftes Geld verschlingt. Ein politisch unverdorbenes Gemüt hat auch Mühe zu begreifen, weshalb der Staat Beiträge zahlt, um den bescheidenen Mitbürgern eine billige Krankenversicherung zu ermöglichen, den

Kreis der Subventionierten aber auf rund 80 Prozent der Bevölkerung ausdehnt. Bei diesem System zahlen also die meisten Leute sich ihre Subvention selber. Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Fragt dann ein Junger in einer Parteiversammlung, warum denn so unbegreifliche Dinge gemacht würden, dann sagt man ihm, das sei »eben Politik«. Die Politiker, welche diese Sorte Politik machen, dürfen sich deshalb nicht wundern, wenn die Jungen wenig Lust verspüren, mit in dem Ding zu sein.

Aber nun die Moral von der Geschicht. Die politische Abstinenz vieler Junger ist zwar verständlich, aber sie ist nichts desto trotz falsch. Und zwar im Blick auf die ureigensten Interessen der Jungen selber ist sie falsch. Um das einzusehen, muss sich ein Dreissigjähriger nur ausrechnen, dass er die Fehler, welche die Fünfundfünfzigjährigen begehen, 25 Jahre länger ausbaden muss als diejenigen, die sie angerichtet haben. Diese einfache Rechnung sollte doch eigentlich genügend klar machen, dass die politischen Abstinenzanten sich in den eigenen Finger schneiden. Oder, wie der alte Plato es schon vor 2300 Jahren so schön gesagt hat: »Die schwere Strafe für diejenigen, die sich nicht um die Politik kümmern, besteht darin, dass sie von Leuten regiert werden, welche noch schlimmer sind als sie.«



## Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik – in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

**SULZER**

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft  
Winterthur

Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich

1112-1

# Aerztebesucher

ist ein Beruf, der nicht im Blickfeld der Öffentlichkeit steht. Wir machen daher **jüngere Naturwissenschaftler** auf die Möglichkeit dieses Berufswahl aufmerksam.

Im Dienste eines schweizerischen Grossunternehmens der forschenden chemisch-pharmazeutischen Industrie können sich tüchtige Bewerber eine geachtete und entwicklungsfähige Lebensstelle aufbauen. Damen stehen grundsätzlich die gleichen Möglichkeiten offen.

### Welches ist der Aufgabenbereich eines Aerztebesuchers?

Er vertritt als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Aussendienst seine Firma bei der Aerztebesucher und beim Apotheker. Der Aerztebesucher orientiert Arzt und Apotheker über die pharmazeutischen Präparate seiner Firma. Grundlage hierzu ist die weltweit erscheinende Fachliteratur. Gleichzeitig nimmt er Anregungen und Wünsche seiner Gesprächspartner entgegen. Diese werden einer eingehenden Bearbeitung durch die zuständigen internen Instanzen unterzogen. Er ist somit das informative Bindeglied zwischen Forschung und Praxis. Es wird jedem Mitarbeiter ein fest umschriebenes Gebiet zur dauernden Betreuung anvertraut. Damit kann er sich bei entsprechender Leistung mit der Zeit ein Vertrauensverhältnis zur Kundschaft erarbeiten. Es handelt sich um eine intellektuell anspruchsvolle und abwechslungsreiche Tätigkeit. Viel Initiative und beste Umgangsformen sind unerlässlich. Auf die Dauer bestehen in diesem Beruf nur Herren und Damen, welche einer Aussendiensttätigkeit charakterlich ge-

wachsen sind und welche die Fähigkeit zu einem weitgehend selbständigen persönlichen Einsatz mitbringen.

### Wie wird man Aerztebesucher?

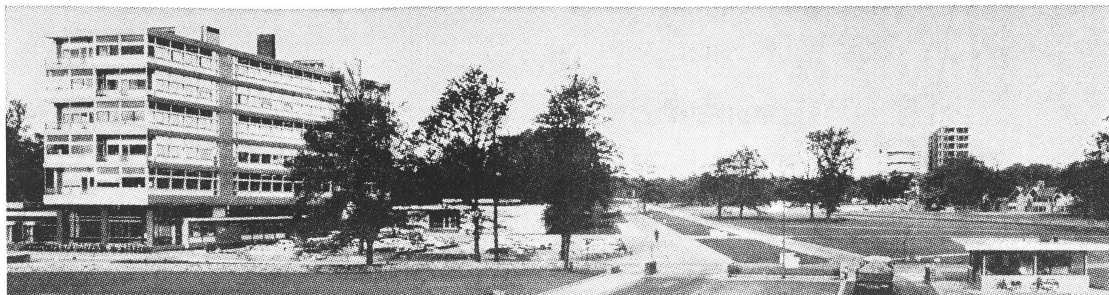
Voraussetzung ist ein abgeschlossenes naturwissenschaftliches Studium. Vorgezogen werden der Apotheker, Chemiker oder Mediziner. Die erforderliche zusätzliche Ausbildung erfolgt firmaintern. Unser medizinischer Informationsdienst betrachtet darüber hinaus die dauernde Fortbildung aller Mitarbeiter als eine der wichtigsten Grundlagen, welche eine Vertrauensbasis zwischen Hersteller und Vermittler moderner Arzneimittel begünstigt. Arzt und Apotheker müssen sich auf die wissenschaftliche Qualifikation des Aerztebesuchers verlassen können. Dank der Unterstützung durch eine vorzüglich dokumentierte Zentrale sind Mitarbeiter eines pharmazeutischen Grossunternehmens in der Lage, den gestellten Anforderungen in ganz besonderem Masse gerecht zu werden.

Wir bitten Bewerber, welche die genannten Voraussetzungen erfüllen, sich mit uns in Verbindung zu setzen. Den Offerten ist ein lückenloser Lebenslauf, eine Handschriftprobe und ein neueres Lichtbild beizulegen. Alle Zuschriften werden speditiv behandelt. Berücksichtigt werden Schweizer Bürger deutscher, französischer oder italienischer Muttersprache. Die Kenntnis einer weiteren Landessprache ist erwünscht.

Offerten sind erbeten an die Personalabteilung der CIBA Aktiengesellschaft, 4000 Basel

C I B A

# Die technische Hochschule TWENTE (Holland)



Blick auf das Verwaltungsgebäude.

Das Wesentliche einer Campushochschule liegt in der Integration von Forschung, Unterricht, Verwaltung, Studium und Studentenleben, die eine echte Begegnung der Glieder verschiedener Generationen fördern soll, damit die Hochschule ihre Aufgabe so gut wie möglich erfüllen kann.

Nicht nur in den Hörsälen, Praktika und Prüfungen werden Studenten und Dozenten miteinander sprechen, sondern auch auf dem Tennisplatz, in der Mensa, und durch zahllose andere Institutionen, sowohl kulturelle als auch sportliche, werden sie einander kennenlernen.

Auch die Dozenten helfen dabei aktiv mit. Es wohnen übrigens sogar verschiedene Professoren und Assistenten auf dem Campus. Die Wohnungen dieser Tutoren liegen in solcher Entfernung von den Studentenhäusern, dass zwanglos Kontakte zustande kommen können, wenn das Bedürfnis dazu besteht. Sämtliche Studenten wohnen wenigstens während des ersten und zweiten Studienjahrs auf dem Campus. Fahrstudenten werden nur höchst ausnahmsweise aufgenommen. Für ältere Studenten besteht die Möglichkeit, auf dem Campus wohnen zu bleiben. So werden wiederum Kontakte zwischen älteren und jüngeren Kommilitonen und zwischen Studenten und Dozenten gefördert, die Studenten erlangen gesellschaftliche Gewandtheit durch das Leben in einer Gemeinschaft, die die Verantwortung eines jeden verlangt.

Der Campus ist irgendwo im Grünen, eine gegen aussen fast abgeschlossene, in sich vollständige »Studienstadt«, in der nichts als geforscht, gelehrt und gelernt wird. Er ist in Europa noch immer ein Experiment, auf das man sich in Holland mit ungeheurem Optimismus innert kürzester Zeit einliess. Eine falsche Weiche im Aufbau des Verhältnisses von Lehrer und Schüler, von Forschung und Lehre, von Studium und Vergnügen kann die mutige Einrichtung zu einem Fehlschlag ohnegleichen werden lassen. Ein fast international abgeschlossenes System gibt auf doppelter Ebene Probleme auf:

- Ist ein Studium möglich, wo von aussen fast keine Anregungen kommen?

- Ist ein menschlich angenehmes Zusammenleben möglich, wenn man immer die gleichen Gesichter bei ihrer gleichen Beschäftigung sieht?

Soziale und fachliche Probleme zu gleich also erwarten ihre Lösung. In Twente ist man zuversichtlich: Man glaubt, dass die Nachteile so steuern zu können, dass sie durchwegs als Vorteile erscheinen. Man sucht es einzu-

richten, dass durch das Wohnen auf dem Campus günstige Bedingungen für intensives Studium und aktive Teilnahme am Studentenleben für alle Studenten geschaffen werden.

## Die gesellschaftliche Struktur

Es wird grösste Rücksicht genommen auf die individuelle Freiheit der Studenten. Schon architektonisch wurde versucht, alles zu vermeiden, was einer Vermassung entgegenführen könnte. Eine wohlabgewogene Organisation bemüht sich um die menschlichen Kontakte:

- Ein Campusrat von fünf Studenten, einem Dozenten und zwei Vertretern des Personals zieht die Studentenschaft in grossem Mass zur Mitverantwortung bei. Seine Kompetenz ist gross.

- Verschiedene diesem Campusrat unterstellte Kommissionen sind für konkrete Aufgaben engagiert: Wohnwesen, Mensa, Kultur und Sport, alles wird von Kommissionen bearbeitet. Dazu kommen die üblichen Studentenverbände.

Auf diese Weise konnten im ersten Jahr ca. 130 von den 220 eingeschriebenen Studenten in die Mitarbeit an der Campusverwaltung eingespannt werden.

- Um eine Verbindung der Studenten zum Senat zu schaffen, wurde ein »Campusdekan« eingesetzt. Seine Aufgabe ist es, zwischen Lehrer und Schüler Spannungen zu vermeiden. Er ist ausserdem verantwortlich für die Verbindung mit Instanzen ausserhalb der Hochschule.

- Der religiösen Betreuung wird grosse Bedeutung beigemessen. In einer Gesprächsgruppe, die sich damit beschäftigt, hat man nach einer Regelung der religiösen Arbeit gesucht, bei der alle religiösen Gruppen zusammenarbeiten könnten. Das hat zum Entschluss der römisch-katholischen Kirche, der protestantischen Kirchen und des humanistischen Verbandes geführt, ein zentral gelegenes Gebäude zum gemeinschaftlichen religiösen Zentrum auszubauen. Keine selbstverständliche Massnahme, wenn man sich die noch immer scharfen religiösen Gegensätze Hollands vor Augen hält!

Ein weiteres Problem, zu dessen Lösung der Campus selbst sehr wenig beitragen kann, ist das der Mädchen. Da es für die Mädchen aus der näheren Umgebung der Hochschule fast keine Möglichkeiten für Weiterbildung an einer Mittelschule gibt, fehlt einfach der Nachwuchs. Es stellt sich also die Aufgabe, die Spannungen in einer Ge-

meinschaft von jungen Männern, die sich aus dem Fehlen des koedukativen Elements ergeben, irgendwie anders zu lösen.

Um die Kontrolle über die Zahl der Studenten und ihr Niveau zu gewährleisten, wurde ein Numerus fixus von Jahr zu Jahr festgesetzt. Ausserdem hat der Campusrat (mit mehrheitlich studentischen Vertretern) die Kompetenz, Kommilitonen, die ihnen fürs Campusleben ungeeignet erscheinen, auszuschliessen.

Um allenfalls auftretende Schwierigkeiten möglichst zu vermeiden, entschloss man sich, solange die TH auf nationaler Ebene noch im Entwicklungsstadium steht, das Experiment nicht durch die Zulassung ausländischer Studenten zu erschweren. Ob allerdings nicht von Ausländern ein positiv »frischer Wind« zu erwarten gewesen wäre, bleibe dahingestellt.

All diese Massnahmen zielen darauf hin, von oben her eine möglichst breite Kommunikationsbasis zu organisieren. Dazu soll der architektonische Aufbau des Systems eine Fühlungsnahme untereinander erleichtern: So ist die Mensa möglichst grosszügig angelegt. Auch hier wurde jeder Massenbetrieb vermieden. Beim Essen, beim gemütlichen Kaffee mit Rauchen in der Erholungspause ist Zeit für Gespräche, für Unterhaltung und besseres Sichkennenlernen. Die Tische sind gedeckt, und das Essen wird auf Platten verteilt. Es entsteht der Eindruck einer familiären Atmosphäre. So wird die Mahlzeit ein Anlass zu Geselligkeit. Da die Gemeinschaftsräume, die unmittelbar an die Mensa anschliessen, entsteht so ein Zentrum für Ablenkung und soziale Aktivität.

Damit der Student nicht zum sorglos dahinträumenden, gepflegten Schüler wird, muss er selbst für sein Frühstück sorgen.

Man kann nun bereits erste Erfahrungen auswerten. Die Bereitschaft der niederländischen Studentenwelt, konstruktiv mitzudenken und mitzuarbeiten, ist ermutigend. Die Studenten verhalten sich zwar gegenüber den Gedanken der persönlichen Beziehung zu Mitgliedern des Mitarbeiterstabs der Hochschule noch zurückhaltend. Trotzdem nahm das Studentenleben sehr rasch grosse Formen an; vor allem entwickelten sich die verschiedenen Sportklubs sehr rasch.

## Der Studienbetrieb

Das erste Studienjahr an der TH Twente ist für alle Studenten gleich aufgebaut. Es wird mit einem Vor-

diplom abgeschlossen. Nach diesem Jahr stehen folgende drei Richtungen offen: Maschinenbau, Chemie oder Elektrotechnik. Vor dem zweiten Jahr soll eine Praxis in der entsprechenden Industrie absolviert werden.

Nach dem zweiten Studienjahr ist ein zweites Vordiplom abzulegen. Neben Vorlesungen sind selbstverständlich noch Praktika und Übungen zu be-

fielen etwa 25% durch. Vier Studenten bekamen die Empfehlung, das Studium abzubrechen, und sieben Studenten durften sich nicht mehr für ein weiteres Semester an der TH Twente einschreiben. 210 Studenten schrieben sich ein für das zweite Jahr. Nur 6% der Erstjahrsstudenten gaben ihr Studium auf. Die Studenten mit schlechtem Studi-  
umsergebnis sprachen sich im Laufe

# DIE ANDERE HOCHSCHULE

Die Niederlande, ein Land mit zwölf Millionen Einwohnern, zählt sechs Universitäten, drei ökonomische und drei technische Hochschulen. Die neueste technische Hochschule ist die C.T.H. von Twente in Drienerlo (in der Umgebung der Stadt Enschede im Osten des Landes). Diejenigen von Delft und Eindhoven sind Hochschulen wie unsere auch, die neue Hochschule Twente dagegen ist eine sogenannte Caampushochschule. Im April 1961 wurde die Kommission zur Gründung der neuen Hochschule ins Leben gerufen, und am 14. September 1964 eröffnete die Königin der Niederlande diese erste Campushochschule in Holland.

Studenten des zweiten Jahres helfen während einiger Wochen den neuen Studenten bei der Erledigung dieser Aufgaben. Dies alles geschieht nach Rücksprache mit dem betreffenden Dozenten. Hier zeigt sich die oben erwähnte Integration zwischen Studenten und Professoren am deutlichsten.

Das Campussystem hat schon einige Vorteile gezeigt. Durch den Kontakt zwischen Studenten und Professoren wird das Studium intensiver und dadurch zeitlich gekürzt. Ungenügend begabte Studierende fallen rascher auf und werden automatisch früher ihr Studium abbrechen müssen. Das Wohnen auf dem Areal der Hochschule verkürzt das Studium um die Zeit der sonst erforderlichen Fahrten vom Wohnort zur Uni und zurück.

Man hat bereits die ersten Erfolgsresultate: Von ungefähr zweihundert Kandidaten für das erste Vordiplom

des Jahres mit ihrem Mentor-Professor aus. Auch die Prüfungskommission nahm mit ihnen Kontakt auf.

In den Niederlanden ist man mit dem Experiment sehr zufrieden. Nach den ersten zwei Jahren und Schuljahren glaubt man schon genügend Erfahrungen gemacht zu haben, um sich mit der Erweiterung zu befassen.

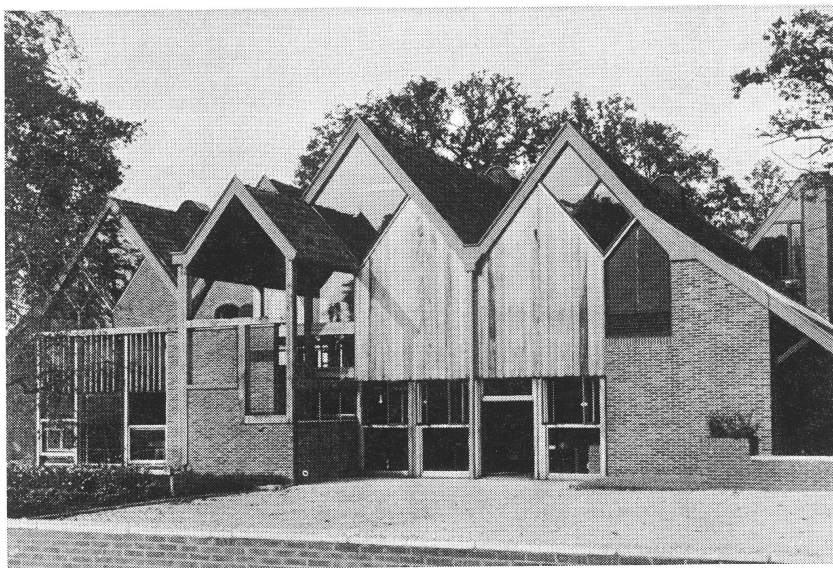
★

Es ist zu erwarten, dass diese Campus-Hochschule eine wichtige Stellung einnehmen wird unter den anderen europäischen technischen Hochschulen.

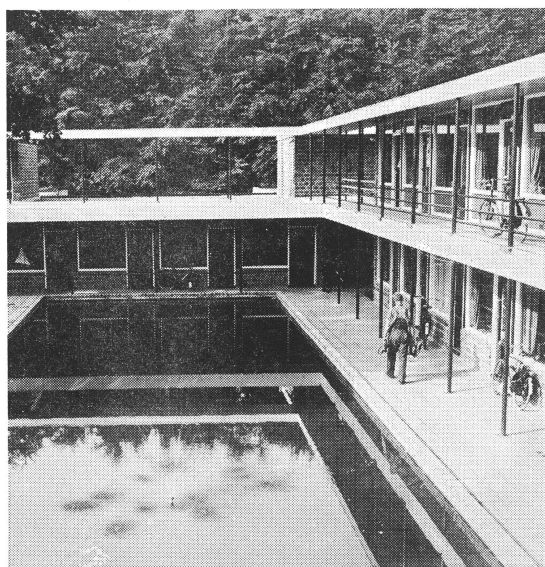
M. Rubbens, P. I. Schreliens

Literatur: TH als Campushochschule, hg. durch die TH Vijf jaar TH Twente, Dr. Merckel. De lotgevallen der TH in zijn eerste cursusjaar 1964-65, Rektor magnificus Prof. Dr. G. Berkhoff.

Die Mensa im heimeligen »Bauernhausstil«.



Studentenwohnungen mit Patio.





# Die AGH im Wintersemester

## Politischer Abendschoppen

Das Leben der Hochschule ist mit dem Leben der Gesellschaft verbunden – und damit auch mit der Politik. Wir wollen zu diesem Abendschoppen miteinander die aktuellen Fragen unseres Landes und das politische Geschehen in der weiten Welt diskutieren. In solcher Auseinandersetzung liegt ein Teil der Verantwortung des Studenten. Idealist, Nonkonformist, Skeptiker, Vertreter der Linken, Liberale, Radikale, Pazifisten und solche, die sich für Politik bis jetzt nicht interessiert haben, sollen hier Gelegenheit finden, im freien Meinungsaustausch ihre Ansichten zu vertreten.

## Stud. Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen

Auch in diesem Semester bieten die Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen allen Studenten und Studentinnen Gelegenheit, mit Fachleuten und Kommilitonen aller Fachgruppen zusammenzukommen. Sie schaffen für jede die Möglichkeit, durch regelmässige Vortragszyklen, Diskussionsabende und gesellige Anlässe, in seinem Fachstudium eine Pause einzuschalten. Zu einer weiteren Umwelt ein Verhältnis zu gewinnen, ist vielleicht das Wichtigste, was sie bieten können.

## Die Zürcher Kunstinstitute

Für die theater- und musikinteressierten Kommilitoninnen und Kommilitonen haben wir einen drei Abende umfassenden Vortragszyklus vorbereitet. Am Beispiel des Zürcher Schauspielhauses, des Opernhauses und der Tonhalle sollen die einem Kunstinstitut in unserer Zeit sich stellenden Fragen, zur Sprache gebracht werden.

Der Sinn unserer Vortragsreihe soll aber nicht sein, sattsam bekannte Probleme einmal mehr theoretisch aufzurollen. Vielmehr wird deren konkrete Bedeutung und Auswirkung im Bereich des zürcherischen Kunstlebens durch kompetente Referenten dargelegt werden.

Als Vertreter des Opernhauses hat dessen Direktor, Professor Juch, seine persönliche Mitwirkung zugesichert. Professor Lindtberg, Direktor des Schauspielhauses, wird persönlich oder durch seinen Stellvertreter über das prominenteste zürcherische Sprechtheater sprechen. Mit der Tonhalle wird noch verhandelt. Alle Referenten haben sich zu einer anschliessenden Diskussion bereit erklärt.

## Vom Lauterlebnis zum Wortverständnis

(Leitung: cand. med. Hans Zwahlen)

Nach Jahren der Vernachlässigung wird heute die zentrale Bedeutung der Sprache für jeden Erkenntnisweg wieder hervorgehoben. Viele Denker bemühen sich um ein neues Verständnis der Sprache. Woher kommt sie, was ist sie und wohin führt sie? Die Sprachtheorien häufen sich und mit ihnen auch die Widersprüche. Es wird beachtet, dass die Sprache in alle Zweige der Wissenschaft hineinreicht und selbst die abstrakte Formel in der Mathematik letztlich doch Sprache ist. Die Aufspaltung der Sprache in einzelne Fachsprachen beruht im wesentlichen auf einer Begrenzung der einzelnen Wortbedeutungen. Den einzelnen Wörtern wurde ein wohldefinierter Begriff zugeordnet, wodurch man eine leichter überschaubare Logik in die einzelnen Sätze hineinbringen konnte. Diese Beschränkung hat dem Forscher den Weg zu immer ausgedehnterem Wissen stark erleichtert. Zugleich hat sich aber auch eine Begrenzung der Erkenntnistiefe eingestellt. Das Fachwort, welches

nur noch eine durch Konvention vereinbarte Chiffre für bestimmte Begriffsbeziehungen ist, verwerft ein ganzheitliches Erleben und wirkliches Erkennen der Dinge, an die wir herantreten. Das wohldefinierte Fachwort verhindert künstlich jede Erweiterung, jedes Wachsen des zugeordneten Begriffs. Damit werden wiederum die Assoziationsmöglichkeiten eingeschränkt, was schliesslich auf eine Beschränkung des Denkens hinausläuft. Ein Wort unserer Muttersprache dagegen führt über das Sprach- und Wortempfinden zu einer dauernden Erweiterung und Vertiefung der Begriffsbeziehungen, wodurch unser Sehen und Erkennen stark gefördert wird. Wir setzen uns in dieser Gruppe zum Ziel, auf rationalem Weg zu einer Verbesserung des Sprachempfindens zu kommen, um uns auf diese Art den Zugang zum einzelnen Wortinhalt, wie er sich aus der Lautfolge ergibt, wieder aufzuschliessen, uns daran zu erfreuen und zu stärken.

## Totalrevision der Bundesverfassung

Nach den erfolgreichen Veranstaltungen unter dem Titel »Tabus in der Schweizer Politik« während der letzten beiden Semester wollen wir diese politische Reihe fortsetzen und haben uns für diesen Winter vorgenommen, in die Probleme einzuführen, die sich bei einer Totalrevision der Bundesverfassung stellen. Die Podiumsdiskussionen zwischen berufenen Fachleuten – Wissenschaftlern, Politikern und Journalisten – soll es dem Studenten ermöglicht werden, Material zu sammeln, das es ihm später erleichtern soll, zu dieser Frage persönliche Stellung zu nehmen. Den fünf vorgesehenen Veranstaltungen gehen jeweils Vordiskussionen unter uns Studenten im Studentenheim voraus.

## Schriftsteller und Staatsbürger

(Leitung: Elisabeth Alder)

Wie stellt sich der Schriftsteller in den Kreis des staatlichen und politischen Lebens? Welches ist die Relation zwischen seiner Kunst und der Gesellschaft?

Sieht der Dichter unserer Tage sich als Einzelpersönlichkeit, losgelöst von der menschlichen Gesellschaft? Als Individuum, das schöpferisch tätig ist aus einer Eigengesetzlichkeit heraus und kein Publikum denkt? Oder produziert er für einen genaueren umrissenen Leserkreis? Umfasst dieser eine kosmopolitische Gesellschaft mit einem Mindestmass an Ausbildung und Kultur? Oder schränkt er sich ein? Will er seinen Mitbürgern etwas sagen?

Er schreibt, publiziert. Das heisst: Er ist überzeugt, dass er seinen Mitmenschen etwas zu geben hat. Steht er aber hinter seiner Aussage? Uebernimmt er Verantwortung? Fühlt er sich gar verpflichtet, bestimmte heisse Eisen aufzugreifen, weil sein formales Vermögen ihn besonders dazu befähigt? Diese Fragen wollen wir in unserer Gruppe diskutieren und einigen kompetenten Schriftstellern vorlegen. Kompetente: Dürrenmatt, W. M. Diggelmann, P. Bichsel...

## Erziehung, Bildung, Ausbildung

(Leitung: Heinz Buchmann)

Die Krise, die unsere Universitäten gegenwärtig durchmachen, veranlasst uns, zu diesem Thema einen Diskussionszyklus durchzuführen, hängt doch vom Bildungswesen die wirtschaftliche Expansion eines Landes ab, also der

Studentische Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen Zürich



Wohlstand der Bevölkerung, die Ausstrahlung der Kultur für die Verbesserung der ganzen Gesellschaft. Der Unterricht bildet die Grundlage vor allem. Die Probleme, die sich zu diesem umfassenden Thema stellen, verzweigen sich in die verschiedensten Lebensdi-

mensionen hinein. So werden wir uns auf ausgewählte Aspekte beschränken müssen.

Zuerst wollen wir untersuchen, was Erziehung und Bildung für das Individuum bedeuten, von welchen psychologischen, sozialen und allgemein kulturellen Faktoren sie abhängig sind. Weiter gilt es, eine Standortbestimmung des schweizerischen Hochschulwesens und des einzelnen Studenten an der heutigen Universität einerseits und eine vergleichende Darstellung verschiedener Schulsysteme (z.B. USA/ UdSSR) andererseits vorzunehmen. Zudem wollen wir das Bildungsproblem in den Entwicklungsländern nicht ausser acht lassen.

Das Ziel unserer Arbeit ist es, aufzuzeigen, welche Aufgaben der neuzeitliche Hochschulunterricht vordringlich erfüllen muss, und Möglichkeiten zu finden, die zu einer Verbesserung der heutigen Situation beitragen können.

Der Präsident: Peter Strasser

## Verfassungs- und Verwaltungsgerichtsbarkeit

Beide Gerichtsbarkeiten haben die Aufgabe, die Staatsorgane an die ihnen übergeordneten Normen zu binden. Die höchsten Normen sind diejenigen der Bundesverfassung. Diese regelt die Ordnung unseres Staates im wesentlichen und garantiert den Bürgern die wichtigsten Rechte, wie zum Beispiel in Art. 4 die Gleichheit aller Schweizer vor dem Gesetze.

Das Verfassungsgericht soll nun prüfen, ob die Gesetze (sowie Beschlüsse usw.) den Vorschriften der Verfassung entsprechen.

Die Aufgabe des Verwaltungsgerichts ist eine ähnliche. Es hat zu prüfen,

sches Verfassungsgericht darf nur prüfen, ob der kantonale, nicht aber, ob der eidgenössische Gesetzgeber sich an die Bundesverfassung hält.

Für die Verfassungs- und Verwaltungsgerichtsbarkeit sind die Ausbaumöglichkeiten in einer neuen Bundesverfassung klar: deren Ueberprüfungsbefugnis könnte sich prinzipiell auf alle eidgenössischen und kantonalen Gesetze (sowie Beschlüsse usw.) beziehungsweise auf alle Verwaltungsakte erstrecken.

Gegner des Ausbaus der Verwaltungsgerichtsbarkeit ist vor allem die Verwaltung selbst, die viele ihrer Ent-

## Allegorisch Sonnet

Amanda liebste Kind / du brustst kalter Herzen /  
Der liebe feuerzug / goldschadtel edler zier /  
Der feuffzer blaßebalg / des trauens löschpapier /  
Sandbüchse meiner pein / und baum-öhl meiner schmerzen /  
Du speiße meiner luft / du flamme meiner ferkzen /  
Nachtstübchen meiner ruh / der poeife clystier /  
Des mundes alecant / der augen luft-revier /  
Der complimenten sitz / du meisterin zu scherzen /  
Der tugend quodlibet / calender meiner zeit /  
Du andachts-fackelchen / du quell der fröligkeit /  
Du tieffer abgrund du / voll tausend guter morgen /  
Der zungen honigseim / des bergens margipan /  
Und wie man sonst dich mein kind beschreiben kan.  
Lichtpuge meiner noth / und flederwisch der sorgen.

Unbekannter Verfasser  
Erstdruck 1697

ob die Verwaltung gemäss den Gesetzen und Verordnungen, denen sie verpflichtet ist, handelt.

Sinn beider Gerichtsbarkeiten ist also, den Bürger insoweit vor Unrecht zu schützen, als sie dafür sorgen, dass der Gesetzgeber und die Verwaltung sich an die Rechtsnormen (Verfassung, Gesetze, Verordnungen usw.) halten. Die unabhängige Stellung des Gerichts soll dabei ein gerechteres Urteil garantieren, als wenn der Gesetzgeber und die Verwaltung selbst darüber urteilen können, ob ihr Verhalten rechtmässig ist.

In unserer heutigen Verfassung ist bereits eine unvollständige Verfassungsgerichtsbarkeit (Art. 113 BV) und Verwaltungsgerichtsbarkeit (Art. 114 bis BV) vorgesehen. Aber unser eidgenös-

scheidungen für solche des Ermessens hält und daher nicht will, dass an die Stelle ihres Ermessens dasjenige der Gerichte tritt. So ist zum Beispiel nach heutigem Recht eine Beschwerde gegen den Entzug des Führerausweises, einen Verwaltungsakt, nur an die höheren Instanzen der Verwaltung, nicht aber an ein Gericht zulässig.

Es wird interessant sein, am 28. November darüber zu diskutieren, ob wir, entsprechend den immer stärkeren Eingriffen des Staates in unsere Lebensgestaltung, einen umfassenden Ausbau der Verfassungs- und Verwaltungsgerichtsbarkeit wollen oder ob wir dieses Instrument zum Schutz der Rechtsnormen für ungeeignet oder unnötig halten.

M. Kronauer

## Kerzenaktion 66

Ein Gespräch über die Wirren afrikanischer Staaten pflegt pikantes Interesse auf ähnliche Art zu enden. Die Diskutanten – müde geworden vom Suchen nach Argumenten und Gegenargumenten bezüglich einer Sache, von der sie wenig verstehen – nehmen sich des Themas Entwicklungshilfe an. Und wenn sich vorher die Parteien in den Haaren lagen wegen der Frage, welcher Geheimdienst nun die Schuld an den Wirren trage, so finden sie sich wieder einträchtig zusammen in der Einsicht, dass Entwicklungshilfe an »jene Kannibalen« eine üble Geldverschwendung sei. Entwicklungshilfe ist kein Geschenk, sondern eine Verpflichtung. Damit helfen wir nicht nur, sondern schützen uns auch. Unterentwickelte Länder sind unzufriedene Länder, das steht heute fest. Der afrikanische Staatsmann J. Nkyere sagte einmal, die Welt sei nie kleiner geworden, alle Völker sässen im selben kleinen Haus. Wenn ein Brand ausbreche, dann könne niemand mehr sagen, der Brand interessiere ihn nicht. Wenn nicht bald und intensiv geholfen werde, dann entstünden Brände, die nicht mehr zu löschen seien.

Zumutbar ist es nicht länger, dass das Durchschnittseinkommen pro Kopf der Bevölkerung in europäischen Ländern zwischen 4000 und 5000 Franken liegt, während es im Rwanda und Burundi zum Beispiel 150 Franken beträgt. Zumutbar ist es nicht mehr, dass 700 Millionen Weisse über 80% des Weltinkommens verfügen und die restlichen 2 Milliarden Menschen über 20%.

Die Not jener Völker ist ein Problem, das auch uns an die Kehle greift. Aus dieser Einsicht heraus glaubt die Studentenschaft der Universität Zürich, dass sie nicht mehr abseits stehen dürfe. Vom GStR wurde eine Kommission eingesetzt, die den Auftrag hat, durch eine Kerzenaktion Mittel zu beschaffen, damit wir mit einem studentischen Beitrag die Bestrebungen der Entwicklungshilfe unterstützen können.

Die Kerzenaktion 1966 steht unter dem Zeichen der Zusammenarbeit mit den »Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit«, einer Institution, die vom Dienst für technische Zusammenarbeit des Politischen Departements des Bundes (nach amerikanischem Vorbild: Peace corps) ins Leben gerufen worden ist.

Die Schweizer Freiwilligen rekrutieren sich aus jungen, berufstätigen Leuten, die sich spontan für einen Einsatz als »Entwicklungshelfer« gemeldet haben. Allerdings werden sie einer strengen Auswahl unterworfen. (1965 wurden von 650 Angemeldeten 34 zu den Kursen zugelassen). Die ausgewählten Leute absolvieren im Tessin ein anstrengendes zweimonatiges Trainingslager, in dem sie in jeder Hinsicht (sprachlich, praktisch und geistig) für ihren Einsatz im Bestimmungsland ausgebildet werden.

1965 waren insgesamt 37 Schweizer Freiwillige im Einsatz – nämlich 12 in Dahomey, 13 in Kamerun, 11 in Rwanda und einer in Nepal. Die Leute arbeiten in diesen Ländern auf Gebieten, die ungefähr ihrem zu Hause erlernten Beruf entsprechen. Vor allem aber zeigen sie den Eingeborenen die vielen technischen, handwerklichen und zivilisatorischen Tricks, die für uns eine Selbstverständlichkeit sind, ohne deren Kenntnis jene aber nie zu selbständigem und freiem Leben gelangen werden.

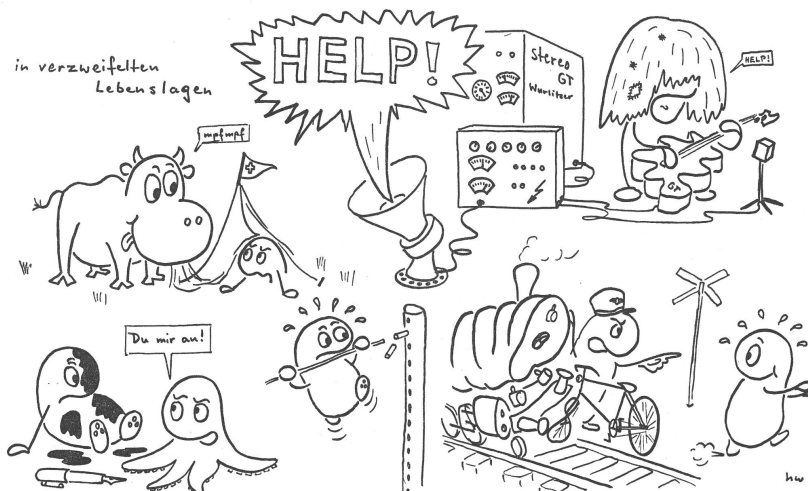
Die Studentenschaft erklärt sich mit den Freiwilligen solidarisch. Durch Zusammenarbeit mit dem Bund steht sie in direktem Kontakt mit ihnen. Bei ihrer Arbeit stossen sie auf unvorhergesehene Probleme finanzieller Art, wie sie aus der Praxis erwachsen, die aber nicht mit Bundesgeldern finanziert werden können. Hier nun hängt die Studentenschaft ein: Ueber den Bund gelangen die Freiwilligen mit ihren Anliegen direkt an uns, und wir ermöglichen ihnen, geeignete Projekte zu verwirklichen. So geben wir einem die Möglichkeit, Holz und Werkzeuge zu kaufen, damit er mit einem Afrikaner eine Hobelbank baut. Ein zweiter möchte mit den Einwohnern zusammen einen Versuchspflug herstellen – sie kannten bisher keine Pflüge.

Mit der Kerzenaktion, die von der studentischen »Kommission für Entwicklungsländer« durchgeführt wird, versucht die Studentenschaft Zürichs, die Mittel für ihren Einsatz zu beschaffen und gleichzeitig Studenten und Bevölkerung auf die Entwicklungshilfe und ihre Probleme hinzuweisen.

Im Rahmen der Kerzenaktion 66 sollen rund 6000 Kerzen eine periphere farbliche Veränderung erfahren, um die Absatzchancen zu vergrössern. – Dank den eingeladenen Mädchen versprechen wir uns in der Malstube eine tolle Stimmung bei Tee und Kuchen; später soll (für speziell fleissige Corpsstudenten) sogar ein Fass geöffnet werden.

Ruedi Bautz

Föty oder: Die letzten Erfahrungen unseres unerfahrenen, tolldreisten Zeitgenossen, gesammelt aus dem unveröffentlichten Nachlass zu Lebzeiten eines ungenannten Mediziners der vorklinischen Semester an der Universität Zürich.



# Stud.phil.I Max Frisch

Wir haben berühmte Leute als Redaktionsvorfahren im zs. Nicht dass wir selbstgelingend unsern zukünftigen Ruhm daraus folgern wollten! Das nicht. Aber wir finden es amüsant, mit tief verehrten anerkannten Grössen von ferne auf Du zu stehen und ihre ersten Gehversuche dabei kameradschaftlich kritisieren zu können. Auf diese Weise begrüßen wir Stud. phil. I Max Frisch. Er war zur Zeit der Wirtschaftskrise und während des Aufstiegs der NSDAP Student. Seine ganz persönlichen Probleme in einer uns Kriegss- und Nachkriegskindern so fremden Atmosphäre sind Themen seiner ersten kleinen Beiträge im zs. Zeitdokumente also, nur für den Historiker und Literaten interessant? Zum Teil bestimmt: Wenn er Post erwartet, kümmert uns das wirklich nur ganz nebenbei. Es ist zu privat: ein Germanist macht Etuden, ein zugegebener sehr ehrlicher Germanist gibt seine jugendlichen Schwächen preis vor seinen Kommilitonen. Auch wieviel er oder sein Kamerad verdient ist uns egal: Man weiss ja, Geld ist im Wert gefallen, vergleichen kann man also doch nicht. Hin und wieder aber blitzt aus den unheimlich düstern zeitgeschichtlichen Genrebildchen eine Perle auf: So echtes »Studentensein«, so göltig formuliert, dass man unwillkürlich glauben muss, selbst den selben Satz längst genau so gesagt zu haben.

## Werkstudent

Zürcher Student 7, Dezember 1933

»Noch heute abend, Peter, sollst du sehen, dass du einen Denkfehler machst, wenn du uns beurteilst! Mit eigenen Augen sehen, dass unser Student nicht jener sinnende Jüngling ist, der zwischen den Sternen lebt und niederblickend diese Welt bedenkt! Sondern Werkstudenten, die drinstehen im Strom dieses Lebens und sich kämpfend über Wasser halten! Also bitte: setze dich, bis ich meine Schuhe abge- rieben habe. Und dann aber loske!

»Beurteile ich, lieber Heller? Was ich im Stiegenhaus gesagt habe? Ich begreife nicht, dass gerade die Hochschul- jugend, mit ihrem Vorrecht auf kritische Haltung, sich mitreissen liess von einer Bewegung, die viel dem Herzen und wenig dem Denken gab.«

»Denken? Und ich sage nochmals: Zum Denken brauchst du Musse, mein Lieber, zur Musse brauchst du Geld. Und das ist der Anfang und das Ende vom Lied, das du nicht kennst, weil du aus einem Lande kommst –«

»Heller: Es ist doch keine Träumerei, wenn man unser Dasein in etwas ewigeren Zusammenhängen schaut als bloss in wirtschaftlichen. Du sagst: wirtschaftliche Not eruer Hochschul- jugend! Ich sage: Dazu haben wir wohl den Geist, damit wir nicht verzweifeln in solch kleinteiligen Wirklichkeiten, Heller, sondern aus diesen vergänglichen Wirklichkeiten etwas ablesen, was wir dann eine Wahrheit nennen. Also etwas, das vielleicht länger dauert und uns dadurch hinwegtröstet über dieses Vergehen ringsum, dem wir umso rest- loser verfallen, wenn wir bloss im All- tag und seinen vergänglichen Wirk- keiten gelebt haben.

»Freund?  
»Warum schlägst du mir die Schulter ein?«

»Nun sagst du es selber so richtig: ablesen aus den Wirklichkeiten! Dazu wäre es wohl gut, wenn man vorerst um diese Wirklichkeiten weiss, was?«

»Du rauchst übrigens?«

»Suche nicht vergessens nach Stühlen, für meine Empfänge genügen Fensterbrett und Bett. Aber selbstver- ständlich raucht der Heller, wenn an- geboten wird! Und was bestaunst du meine Wände?«

»Wie in der Sixtinischen, bloss un- verständlicher.«

»Unverständlicher? Einfache Grund- risse. Und zwar für ein Baugeschäft, das vielleicht schon Pleite gemacht hat, ehe meine Arbeiten getrocknet sind! Wenn du eine Nacht durchzeichnest: zehn Kronen, mein Lieber!«

»Etwa anderthalb Schweizerfran- ken?«

»Aber bitte: Hellers haben auch rich- tigen Wandschmuck! Gerade darunter, wenn du dort aufstehest: eine Photo vom Sommer, wo ich in einer Ziegelei ge- handlangert habe. Zehn Stunden im Tag und ein Vierteljahr lang: dafür aber drei Mahlzeiten jeden Tag. Und der Rest fürs Semestergeld in diesem Winter.«

»Und nun machst du endlich deinen Doktor?«

»Aber dieser tröstliche Dusel von einem gewissen Alltagsbedeutung, wenn man als Handwerker und Plan- zeichner seine Bildung erkämpft: auch diese gute Zeit ist alt, Peter, da es meinsgleichen so viele gibt und jeder wieder billiger arbeitet. Demnächst melde ich mich als Briefbeschwerer. Und jetzt ersetze mir einen Spiegel, Peter: bin ich unwiderstehlich?«

»Warum bist du eigentlich nicht schon längst Doktor mit deinen Jahren?«  
»Gehh wir.«

★

»Und darum sind wir hierhergegan- gen, Peter, damit du begreifst, was die

ses Doppelleben bedeutet! Und wie ich dir schon in der Strassenbahn sagte: Man hält es nicht durch! Am Tag ein Bildungsjünger und nachts ein Brotver- diener: dein stählerner Vorsatz wird gebogen, wenn dich dein eigener Kör- per überfällt und dir die Gefolgschaft weigert, so dass das eine oder das an- dere ausgeschaltet werden muss! We- nigstens zeitweise! Also bitte: sage mir, Peter, wie du das Leben ausschaltest, auch bloss eine Woche lang, wenn du es nicht für ewig ausgeschaltet haben willst? Manche tun es. Aber so ist es zwangsläufig dein Studium, was dann zu kurz kommt. Und so fallen deine Se- mester aus. Und so wird man älter.«

»Zweimal schwarzen Kaffee, bitte!«

»Also wie alt schätzest du diesen Hennings? Diesen Jungen, der mit- macht in der Jazzband und einen rich- tigen Smoking trägt, als gehörte er ihm? Aber nun: wie alt schätzest du diesen Hennings?«

»Und dann geht er morgens in seine Vorlesung um acht Uhr, wenn er bis ein Uhr hier sitzt?«

»Meistens.«

»Etwa neunzehnjährig? Bestimmt nicht in einem Alter, da man den Wil- len zur Leistung besitzt und das Ver- trauen, dass man seinen Lebenslauf gestalten werde. Das verraten seine Augen. Und siehst du, dann ist er plötz- lich fünfzehnzig: weder Berufsstät- tigkeit noch Hochschüler, sondern Gele- genheitsarbeiter mit Bildungsansätzen! Zu- gleich aber kommen die Jahre, wo seine Jugendlichkeit aussetzt mit ihrer unerschöpflichen Hoffnungskraft. Ich meine: wo die Gefahr des Verzichtens naht, heimlich und meistens erst er- kennbar, wenn das Opfer schon ge- lähmt ist. Diese alte Geschichte, wenn man ein Dichter werden wollte, zwis- chenhinein mit Reklameversen ver- diene und dann für den Rest seines Lebens stehen bleibt als Lyriker im Inseratenteil! Oder so. Und ich finde, dass diese Lebensläufe noch so wenig sagen über die Fähigkeiten, die ein Mensch mitbrachte. Entscheidender ist vielleicht jener Vorrat an Hoffnungen, den er aus seiner Jugendlichkeit her- überträgt oder nicht. Denn ich kenne genug Menschen mit überdurchschnitt- lichen Fähigkeiten, aber mit diesem verhängnisvollen Lächeln, wenn sie verlegen und müde verraten, was sie einst hätten werden wollen. Zwischen Zwanzig und Dreissig geschah es. Man sagte immer: Ich will! Und dann lä- chelt man plötzlich: Ich möchte! Das ist der Knacks, Heller, das ist der Ver- zicht, wenn man Fähigkeiten verwelken lässt. Aus einer Jugendmüdigkeit, die man für Erwachsensein hält. Oder nicht?«

»Du meinst einfach die bekannte Ge- fahr, dass der Werkstudent abgleitet in seine Nebenbeschäftigung, dass er so- zusaen sein ganzes Dasein als Neben- beschäftigung verspielt. Kommt vor Peter, kommt aber auch anderes vor.«

»Nämlich?«

## Ich erwarte Post Zürich Student 4, Juli 1932

Plötzlich ertappe ich mich, wie ich wieder um den Schreibtisch herumren- ne wie eine frischeaufgezogene Spielwa- renlokomotive. Da steht mir der Ge- danke ins Hirn: wenn mich diese Per- son sehen würde, wie ich den ganzen Vormittag noch nichts anderes getan habe, als auf ihren Antwortbrief zu war- ten... Ich bleibe stehen. Die soll sich doch nichts einbilden! Ganz gleichgültig bin ich. Ganz ruhig setze ich mich auf das Fensterbrett und pfeife ein Adagio; alle Passanten können es bezeugen. Ganz gelassen mache ich Manicure. Ganz, ganz gelassen; als würde mir die Schreiberin durch die

»Wir wollen unseren Kaffee bezah- len.«

»Und das sei nicht die Hauptgefahr, dass ein Junge seine Träume vergisst, weil er aufs Schlagzeug aufpassen muss? Und dass er in diese Alltäg- lichkeit versinkt und seine vergessenen Fähigkeiten inzwischen absterben, während er seinen Leib am Leben er- hält, indem er an diesem Schlagzeug sitzt und vielleicht sitzen bleibt?«

»Gehen wir.«

★

»Und woher haben Sie bloss diese Foto, Peter?«

»Er erzählte mir von Ihnen, ein ge- wisser Lothar, als wir neulich zusam- mengingen, und zeigte mir dann dieses Hüttchen, das Sie sich in diesem Som- mer gebaut hätten.«

»Sozusagen aus nichts, wissen Sie, sozusagen eine Robinsonade am Do- naustrand. Und eigentlich bloss, um einmal etwas zu tun. Denn gewohnt haben wir nicht drinnen, da wir doch immer zur Stadt mussten zum Abstem- peln. Aber der Sommer geht. Man sportelt, man schwimmt, und es ver- simpelt sich alles angenehmer als im Winter. Das ist schon ekelhaft, wenn man keine Heizung hat und dann den ganzen Tag im Bett liegt, wenn meine Kameraden kommen und auch ins Bett schlüpfen, wenn wir Schach spielen und uns neue Partner suchen auf dem Ar- beitsloosmarkt. Denn das Bücherlesen mache ich nicht mehr mit; erstens ko- stet es monatlich einen Schilling, und zweitens ödet es mich, wenn man über Rand immer die vollkommene Sinnlosigkeit seines Tuns sieht.«

»Sinnlosigkeit?«

»Ich will Ihnen was sagen –«

»Natürlich verstehe ich, was es be- deutet, wenn Sie seit soundsovielen Jahren Doktor sind und noch niemals Ihren Beruf haben ausüben können. Und es heisst, wenn Sie als Werk- student kämpfend auf ein Ziel vorge- stossen sind, das inzwischen kein Ziel mehr ist, sondern einfach ins Leere ver- läuft: ins Arbeitslos! Und dass Sie na- türlich nicht weiterlernen ins Uferlose hinein! Verstehe ich alles, aber trotz- dem: Man darf nicht den Glauben ver- loren an einen Sinn, Kellermann, man darf deswegen nicht seine sittliche Hal- tung sinken lassen, wenn die versuche- rische Verzweiflung noch so hartnäckig ist! Man darf nicht! Denn schau: Das erfolgloseste Leben, wenn es bloss aus gedanklicher Leistung bestand und nie- mals umgesetzt werden konnte in Wirk- lichkeiten, niemals kundgemacht wer- den konnte, hat seinen Sinn, Kellermann? Und wenn dieses Denken nicht einmal wörtlichen Ausdruck gefunden hat, so dass es keinem Mitmenschen weitergegeben werden konnte, der es in Liebe bewahrt hätte; sondern wenn es mit seinem Schöpfer lautlos lebte und lautlos starb: ein selbstgebohrer Ge- danke, der gross und rein und schön ist, Kellermann, wird jedenfalls, wie Franz Werfel einmal sagt, den Licht- schatz dieser Welt vermehren.«

»Kenne selber solche Leute, die ir- gendwo einen Sinn aufgetrieben haben.«

»Und Sie nicht?«

»Ich wollte Ihnen was sagen: der eigentliche Schatz unserer Gegenwart ist offenbar die Hoffnung auf eine bes- sere Zukunft. Und wissen Sie, Peter, dass diese Hoffnung für mich keine Hoffnung ist? Denn wenn eine Besse- rung da ist, so wird auch eine nächste Generation da sein, die stärker sein muss: frischer in ihrer Bildung und jünger als Menschen. Aber wir heuti- gen, die warten müssen auf eine bes- sere Zeit, werden unvermeidlich älter in dieser Gegenwart, trotzdem wir sie nicht ausfüllen dürfen; und darum sage ich, dass wir eine Jugend waren, die vom Schicksal überflüssig erklärt und vom Leben durchgestrichen wurde. Einfach durchgestrichen, Peter, als eine Jugend, welche ausfallen muss. Punkt- um. Sie machen noch ein Schach?«

»Ich habe neulich mit Hitlerstuden- ten gesprochen.«

»Also bitte: aufstellen, aufstellen!«

Max Frisch, phil. I



Stud. phil. I Max Frisch.

werden ihm anderswo die Türen nicht aufgerissen. Ich aber bedanke mich für das tägliche Brot und ziehe mich zu- rück.

Mein männlicheres Ich spricht: Kindskopf. Da protestiere ich: Nein, ich bin durchaus nicht nervös; das rührt mich doch nicht, ob sie mir antwortet oder nicht. Und um mir selber meine innere Ruhe, meine tiefe Gleichgültig- keit zu demonstrieren, sehe ich mich gezwungen, zu einer Zigarette zu greifen. Ich klopfe sie ganz ruhig, bis fast kein Tabak mehr in diesem Papierröhrchen ist. Und dann klemme ich sie, nachdem sie mir zweimal auf

den Teppich fiel, ein drittes Mal mit unverminderter Nonchalance zwischen die Lippen. Jetzt tue ich einen langen, langen Zug, worauf mein Zeigefinger gelassen die Asche wegklopft, die sich noch gar nicht gebildet hat.

Es klingelt.

Auf Befehl meines männlicheren Ichs erledige ich mit dem Aufwand grösster Ruhe einen zweiten und ebenso langen, langen Zug. Dabei denke ich: das Brot ist da, Besuch habe ich nicht zu erwar- ten, Geld auch nicht – es muss ein Brief sein. Der Brief!

Aber wie ich die Zigarette durchs Fenster gespickt habe und durch den Korridor hüpfte, begegnet mir wieder mein männlicheres Ich und spricht: Haltung! Und so schwenke ich ganz ge- mächlich, bevor ich mir den Antwort- brief heraufhole, zuerst noch dorthin, wohin auch die Kaiser selber gehen mussten. Denn, sagt mein männlicheres Ich, die Schreiberin soll sich ja nicht einbilden, dass ich mich auf ihre Ant- wort stürze.

Nachher im Treppenhaus: Zeitlupen- schritte mit selbstgepiffener Adagio- begleitung. Auch als sich das Briefka- stenschlüsselloch sechsmal zu eng er- weist, verliere ich nicht im geringsten die Ruhe, werde nicht im geringsten nervös, so dass sich die Schreiberin et- wa irgendetwas einbilden könnte; son- dern ich nehme ganz gelassen zum sie- benten Mal statt des Wohnungsschlüs- sels den richtigen Schlüssel, mit dem ich nun ganz gemächlich ...

Rasch flüstert mir noch einmal mein männlicheres Ich: Auch wenn nichts drinnen ist – Haltung! Aber ich lächle; denn ich weiss ja: es sagt mir das nur, damit ich umso überraschter bin, wenn eben doch etwas drinnen ist.

... mit dem ich nun ganz gemäch- lich das Kästchen öffne.

Das ist ja mein eigener Brief? Unbe- kannt? Adresse unbekannt. Hat sie mir eine falsche Adresse aufgebunden?

... mit dem ich nun ganz gemäch- lich das Kästchen wieder schliesse.

Nachher im Treppenhaus: Zeitlupen- schritte mit selbstgepiffener Adagio- begleitung. Max Frisch, phil. I

## Was bin ich? Zürich Student 10, April 1932

Ich denke mir, dass jeder Student, ob er nun sicheres Studiengeld hat oder nicht, dann und wann von dem Gedan- ken überfallen wird: wenn ich heute mein Studium abbrechen müsste? Und seinem Wesen entsprechend wird er sich mit dieser Frage befassen. Die einen benutzen solche Gedanken, um ihre Phantasie anzukurbeln; sie malen sich dann aus, was sie in dieser Lage anfangen würden. Andere werden diese Frage als Spiegel verwenden: was bin ich heute? Wenn es mich heute mitten aus meinem Studium herausreissen würde, wenn es mich brotlos und be- ziehungslos ins Leben schleudern wür- de – was bin ich?

Manchmal habe ich mit diesem Ge- danken gerungen, manchmal auch nur getändelt. Und wenn man ihn nicht mehr aushält, legt man ihn weg. Jetzt kann ich das nicht mehr. Jetzt stehe ich tatsächlich mittellos in diesem Le- ben, das ich bis gestern erst aus der Literatur kannte.

Wie und wo ich mich schlecht und recht durchzuschlagen versuche, das ist für Ausenstehende eine gleichgültige Sache. Aber wenn einer so hier steht, einundzwanzig, brotlos und mit einem halben Studium als einzigen Besitz – jetzt wird jene Frage schreiend und un- heimlich laut: was bin ich? Und es scheint mir eine Frage zu sein, die über das private Elend hinausreicht, die je- den Studenten mehr oder minder kümmert. Denn schliesslich muss sich doch jeder einmal an diesem Leben messen.

Man heisst es das wirkliche Leben, wohin es mich gestellt hat. Als ob Ge- danken und Gefühle weniger wirklich wären als Taten. Aber sie sind hier uneinlösbarer Wechsel, diese Gedanken und Gefühle. Das ist es. Für ein inneres Abschiednehmen von meinem Vater lassen sie keine Zeit, für ein inneres Erfassen des Todes keine Zeit. So stehe ich vor Gesichtern und Bürotüren, vor Telefonen und Briefen, als wäre ich in der Fremde und verstünde die Landes- sprache nicht. Oft wirkt die Erfah- rungslosigkeit wie ein wohlthuender Witz, anderswo dagegen schmeckt sie bitter. Aber alles in allem: die Erfah- rungen kommen schon, sogar rudelwei- se; hinter jeder Tür wartet eine, mehr oder minder freundlich.

Das Aufreißende ist die eigene innere Unsicherheit. Man schreibt und telefo- niert und stellt sich vor. Und während man sich selber empfiehlt, stösst und sticht einen immer und immer wieder die Frage: was bist du denn eigentlich? Bis hinein in die Träume verfolgt einen das.

Indem ich so nach Stellen pilgere, verschiebt sich mir alles. Es sind natür- lich hoffnungsarme Gänge; denn ich begreife noch zu wenig von Konjunk- tur, als dass ich Leid und Mitleid aus- beuten würde, und ich bin noch zu schön, als dass ich mit dem Tod meines lieben Vaters Arbeit erkaufe. Inzwischen ver- schiebt sich alles; ich pilgere eigentlich nicht mehr nach Stellen, sondern in erster Linie nach Klarheit. Geld ist notwendig zum Leben, aber noch viel notwendiger ist es zu wissen, was man denn ist und wozu man eigentlich taugt.

Sie haben studiert, sagen Sie? Und ich antworte: vier Semester. Das eine Mal kommt mir das in einem Ton, als spräche ich von einem Vermögen. Und ein anderes Mal antworte ich kleinlaut, wie wenn sie mich vor Gericht fragen würden über ein Verbrechen. Diesen tolleren Spielraum in den Stimmungen kannte ich schon als Student; seit ich Arbeitslos bin, sind diese Schwankun- gen noch unsinniger geworden. Oft bedeuten meine Hoffnungen und An- sprüche lächerliche Ueberheblichkeiten und noch am selben Vormittag ebenso lächerliche Minderwertigkeiten. Man weiss nicht einmal mehr, was man ho- fen darf. Diese Unsicherheit ist das Aufreißende.

Einerseits muss man gestehen, dass einem jeder Laufbursche in einem der- artigen Leben überlegen ist. Denn je ärmer einer ist an Denken und Empfin- den, umso unverwundet bleibt er hier. Und Wunden werden nicht hono- riert. Man muss gestehen, dass einem Siebzehnjährige in den Fähigkeiten, nach denen hier gefragt wird, eindeutig

Fortsetzung auf Seite 23



Max Frischs Töchterchen (17) Charlotte ist nun auch schon literarisch tätig: In der neuen Theaterzeitung »blackout« (siehe Geburtsanzeige S. 14) schildert sie ihre Eindrücke eines Stückes in Zagreb.



SCHWEIZERISCHER ZOFINGERVEREIN  
Zofingia Zürich

## EINLADUNG

Am Freitag, den 25. November 1966, spricht

**Herr Oberstkorpskommandant A. Ernst**

in der Aula der Universität Zürich über

»Die Befugnisse der Bundesversammlung auf dem  
Gebiete der militärischen Landesverteidigung«

Beginn dieses öffentlichen Vortrages um 19.30 Uhr

Für die Kommission:  
Casper Hauri X

## Studentenbuchhandlung der Naturwissenschaften E. WURZEL

jetzt neben der Zentralbibliothek,  
an der Mühlegasse 19, Tel. 32 14 80

## NEU:

Wir offerieren:

die erste

**rotring**

### VARIANTSPITZE

**0,1 mm nach VSM 10 302**  
im Röhrchen-Tuschefüller

Was bisher unmöglich war –  
wir haben es geschafft



Mit der »rotring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniendicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10 302.

Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.

VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.

GENERALVERTRETUNG: **KAEGI AG**, Hermeschloostrasse 77, 8048 Zürich,  
Telephon (051) 62 52 11

Unser Spezialgebiet ist

## Evangelische Theologie

Sie finden uns in nächster Nähe an der  
**Schiffände 24** und an der **Badenerstrasse 69**  
**Christliche Vereinsbuchhandlung Zürich**



Mit »Super 8«  
Filmen leicht  
gemacht

Super 8-Filmkamera, »ASTRAL 707«  
für Kodapak-Kassetten, mit vollautomatischem Belichtungs-  
messer, elektrischem Filmtransport (18 Bilder pro Sekunde),  
eingebautem Filter, Warnsignal im Sucher,  
inklusive Tasche

**139.-**

# MIGROS

Erhältlich in den MIGROS-Märkten:  
Limmatplatz, Bauhof Oerlikon,  
Stadelhofen, Löwenstrasse,  
Seebach



# wissenschaft und forschung

## Victor, das Wildkind

Jean Itard: »Victor, das Wildkind vom Aveyron«

Einleitung und Nachwort von Prof. Dr. Jakob Lutz, Alt-Prof. der Uni Zürich, Rotapfel-Verlag Zürich und Stuttgart

Wer sich einigermaßen klar darüber ist, wieviel ein junges Menschenkind an Pflege, Schutz und Betreuung zu Erhaltung und Wachstum braucht, in dem steigt ein grosses Staunen über die Tatsache der Wildkinder auf, jener Wesen, die sich seit früher Kindheit ohne sorgende Obhut in menschenleeren Gegenden durchsetzen konnten. Ebenso deutlich wird uns zum Bewusstsein gebracht, wie ungeheuer viel der einzelne der Erziehung und dem menschlichen Umgang verdankt, sind doch aufgefundene Wildkinder fast tierähnlich. Prof. Lutz: »Der Zustand aller Wildkinder kann nur äusserlich mit dem eines Tieres verglichen werden. Ihr tierähnliches Verhalten ist wie über sie gestülpt, ist nicht ihr Eigenwesen.«

Es ist sehr begrüssenswert, dass die Berichte über die fünfjährigen Bemühungen um das Wildkind vom Aveyron von Jean Itard (1774-1838) in deutscher Uebersetzung erschienen sind nebst dessen Lebenslauf von Lucien Malson, der Einführung, den Erläuterungen und Folgerungen von Prof. Lutz im Nachwort. Zur Uebersetzung (von R. Lutz-Mensing und Hanny Zwahlen) sagt Prof. Lutz: »... die Unterschiede vom heute geschriebenen Französisch sind recht erheblich und bieten einer Uebersetzung bedeutende Schwierigkeiten. Diese betreffen nicht nur das Sprachliche, sondern im weitem auch den Inhalt.«

Itard wohnte als bekannter Arzt in Paris; am Vormittag widmete er sich seinen Privatpatienten, am Abend ging

er in das Taubstummenheim, um dort mit Rat und Tat beizustehen. Während fast 40 Jahren opferte er sich für die Kinder dieser Institution. M. Montessori, die bekannte Aertzin, stützte sich auf seine Methoden, und die Unesco rühmte ihn 1961 in ihrem »statistischen Rapport über Spezialerziehung« als Pionier.

Dieser Knabe, von Itard Victor genannt, wurde 1799 erstmals und 1800 endgültig unter Menschen gebracht. Er lebte nackt in den Wäldern des Bezirkes Aveyron etwa 125 km nordöstlich von Toulouse in einer Gegend, in der im Winter Schnee fiel. Er ging auf allen vieren, bei Annäherung biss und kratzte er, sprach kein Wort und gab zuerst auch keine Schreilaute von sich. Vorwiegend hatte er sich von pflanzlichem Essbarem ernährt (wahrscheinlich unterschied er mit dem Geruchssinn, ob es ihm dazu tauglich schien, denn noch lange seit seinem Aufenthalt unter Menschen beroch und beschnupperte er alles, was ihm in die Hände kam). Nach dem berühmtesten Psychiater seiner Zeit, Pinel, war er idiotisch und kaum bildungsfähig. Dieses Menschenwesens nahm sich Jean Itard an und versuchte nach genauem Plan dessen Fähigkeiten zu wecken und zu entwickeln. Daneben war Victor einer Madame Guérin zur Fürsorge anvertraut; von ihr sagte Itard folgendes: »Sie vollzog diese Aufgabe mit der ganzen Geduld einer Mutter und der Intelligenz einer Lehrerin.« (Uns hätten Beobachtungen und Erziehungseinwirkungen von Madame Guérin ebenso interessiert, doch leider ist darüber nichts weiter geschrieben worden, als was Itard gelegentlich erwähnt.) Itards

Erziehungsplan umfasst fünf Gesichtspunkte:

**Erster Gesichtspunkt:** Ihn mit dem Leben in der Gemeinschaft vertraut machen, indem man ihm dieses schönere gestaltet als in den bisherigen Monaten seit seiner Festnahme und vor allem ähnlicher dem Leben, das er früher führte.

**Zweiter Gesichtspunkt:** Die Sensibilität seiner Nerven durch die kräftigen



Stimulantien und hie und da durch lebhaft seelische Affekte wecken.

**Dritter Gesichtspunkt:** Seinen Ideenkreis erweitern, indem man ihm neue Bedürfnisse schafft und seine Beziehungen zu den ihn umgebenden Menschen vervielfacht.

**Vierter Gesichtspunkt:** Ihn zum Gebrauch der Sprache anleiten, wobei die Uebung der Nachahmung durch das zwingende Gebot der Notwendigkeit bestimmt wird.

**Fünfter Gesichtspunkt:** Eine Zeitlang die einfachsten geistigen Tätigkeiten

auf die Gegenstände seiner körperlichen Bedürfnisse anwenden und dann deren Anwendung auf den Lehrstoff bestimmen.

Zum dritten Gesichtspunkt berichtet Itard: »Wenn die Fortschritte bei diesem Kinde in der Richtung der Zivilisierung und wenn meine Erfolge seiner Intelligenzentwicklung bis jetzt so langsam und schwierig verliefen, muss ich vor allem die zahllosen Hindernisse erwähnen, denen ich begegnete, um diesen dritten Punkt zu erfüllen. Ich habe dem Knaben allmählich die verschiedenartigsten Spielzeuge vorgelegt und während Stunden mich bemüht, ihm den Gebrauch derselben zu erklären. Doch musste ich mit Kummer feststellen, dass diese verschiedenen Gegenstände seine Aufmerksamkeit nicht weckten, sondern im Gegenteil ungeduldet werden liessen, und zwar so sehr, dass er versuchte, sie zu verstecken oder zu zerstören, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Das war zum Beispiel der Fall, als er in einem durchlöchernten Stuhl lange Zeit ein Kegelspiel versteckt hielt, das für ihn mit unangenehmen Erinnerungen verbunden war. Als er einmal allein in seinem Zimmer war, fasste er den Entschluss, das Kegelspiel auf das Herdfeuer zu legen; dort fand man ihn, wie er sich vergnügt an diesem Freudenfeuer wärmte.

Immerhin gelang es mir manchmal, sein Interesse zu wecken an Vergnügen, die mit dem Essen im Zusammenhang standen. Wenn ich ihn zum Essen in die Stadt mitnahm, konnte ich ihm am Ende der Mahlzeit hie und da ein solches verschaffen. Ich stellte verschiedene silberne Becher umgekehrt und ohne bestimmte Reihenfolge vor ihm auf, und unter einen dieser Becher legte ich eine Kastanie. Sobald ich nun seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt hatte, fing ich an, einen der Becher um den andern umzudrehen ausser jenem, unter welchem die Kastanie lag. Wäh-

rend ich dann die frühere Reihenfolge wieder herstellte, forderte ich ihn mit Zeichen auf, seinerseits das Spiel zu probieren. Der erste Becher, den er umkehrte, war ausgerechnet derjenige, unter den ich als kleine Belohnung seiner Aufmerksamkeit die Kastanie gelegt hatte. - Bis jetzt war es nur eine geringe Anstrengung für das Gedächtnis. Aber unbemerkt gestaltete ich das Spiel schwieriger. Indem ich in gleicher Art eine andere Kastanie versteckte, wechselte ich die Reihenfolge aller Becher, allerdings langsam, aber doch so, dass es für ihn in der vollständigen Umkehrung der Reihenfolge schwierig wurde, mit den Augen und durch seine Aufmerksamkeit zu folgen und sich zu merken, welcher Becher den kostbaren Inhalt barg. Ich ging noch weiter, indem ich unter zwei oder drei Becher Kastanien legte und seine Aufmerksamkeit zwischen den drei Gegenständen teilte. Er verfolgte dementsprechend den Wechsel und untersuchte zuerst diese Becher. Das war aber noch nicht alles und nicht das einzige Ziel, das ich mir steckte. Das Urteilsvermögen entsprach bis jetzt höchstens der Berechnung eines Feinschmeckers. Um deshalb seine weniger animalische Aufmerksamkeit zu erreichen, liess ich bei diesem Spiel alles weg, was mit seinen geschmacklichen Neigungen in Beziehung stand. Man legte nichts Essbares mehr unter die Becher. Das Resultat war fast ebenso befriedigend; diese Uebung war jetzt nicht mehr nur ein einfaches Spiel mit Bechern, sondern sie forderte seine Aufmerksamkeit, sein Urteilsvermögen und die Genauigkeit seines Beobachters heraus.«

Zum vierten Gesichtspunkt führt Itard aus: »Es ist leicht verstehbar, dass inmitten der Wälder, fern einer denkenden Gesellschaft, der Gehörsinn unseres Wilden keine andern Eindrücke bekam als eine kleine Zahl von Geräuschen, und vor allem von solchen, die

Fortsetzung auf Seite 23

Der Akademiker findet seine Fachliteratur auf den Gebieten

- Medizin
- Jurisprudenz
- Nationalökonomie
- Architektur

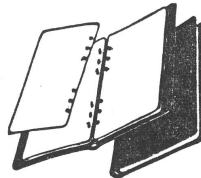
in guter Auswahl bei

Hans Raunhardt

INH. GERHARD HEINIMANN & CO.  
Buchhandlung und Antiquariat  
Gegründet 1890  
Zürich 1, Kirchgasse 17, Tel. 32 13 68

**BIELLA**

Ringbücher und Kollegbücher



Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und Farben, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastik.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

**Schlittschuhe**

für Damen, Herren und Kinder  
Individuelle Beratung, günstige Preise  
Alte Schlittschuhe werden an Zahlung genommen!

Zollstr. 42 b. Hauptbahnhof Tel. 051 44 95 14

**Stadi-Sport 8005 Zürich**

**WINTERPNEUS**  
zu günstigen Preisen

FIRESTONE, GOODYEAR,  
DUNLOP, KLEBER, etc.  
aufgummierte Reifen

Montage - Auswuchten

**PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ**  
Culmannstrasse 83 (beim Hotel Rigihof)

**8033 Zürich**  
Tel. 28 37 15



**City Service**

Stadelhoferstrasse 36  
8001 Zürich  
Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche  
Vervielfältigungen  
(Wachsmatrizen, Offset,  
Umdruck)

Beschriften  
(Wissenschaftliche Texte,  
Fremdsprachen)

TEA-LUNCH-ROOM

*Mallorca*

Gute bürgerliche Küche,  
frische hausgemachte Gipfel,  
ein guter Kaffee  
machen den Aufenthalt zu  
einem Treff-Punkt für Sie.

**BÜCHER**

für Ihr Studium  
aus allen  
Wissensgebieten



Theologie  
Philosophie  
Psychologie  
Rechtswissenschaft  
Sozialwissenschaft  
Sprachwissenschaft  
Geschichte und Politik  
Medizin  
Mathematik  
Technik

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler  
die ausführlichen Verzeichnisse

**VANDENHOECK + RUPRECHT, GÖTTINGEN + ZÜRICH**

Zweigniederlassung: Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich



Fortsetzung von Seite 21

## Victor, das Wildkind

sich mit seinen physischen Bedürfnissen verbanden. Er benützte dieses Organ nicht, um die Kombination und Artikulation der Töne zu unterscheiden, vielmehr war es ein einfaches, individuelles Mittel, um ihn vor dem Nahen eines gefährlichen Tieres zu warnen oder das Herabfallen einer Wildfrucht anzuzeigen. Auf diese Dinge beschränkte sich das Gehör ohne Zweifel, wenn man es nach dem beurteilt, wie wenig oder gar nicht er auf Töne und Geräusche antwortete, die ihn nicht interessierten, und die hervorragende Sensibilität, die er andererseits bezugte für Geräusche, die für ihn eine Bedeutung hatten. Wenn man, von ihm nicht gesehen und ganz leise, eine Kastanie oder Nuss ausschüttete, wenn man nur den Schlüssel berührte, mit dem man ihn im Zimmer eingeschlossen hielt, verfehlte er nie, sich brüsk umzudrehen und dorthin zu laufen, wo das Geräusch herkam. Das Gehör zeigte nicht die gleiche Empfindlichkeit für die Stimmen oder gar für die Explosionen von Feuerwaffen, weil es notwendigerweise wenig sensibel und aufmerksam war gegenüber allen Eindrücken ausser solchen, die ihm zu einer langen und exklusiven Gewohnheit geworden waren. Ende des Jahres schien er die menschliche Stimme zu hören, und als im Korridor neben seinem Zimmer zwei Personen sich mit lauter Stimme unterhielten, näherte er sich der Tür, um sicher zu sein, dass sie gut geschlossen sei. Dann schlug er noch eine andere innere Tür zu und drückte seinen Finger auf den Riegel, um sich über den Verschluss derselben noch deutlicher zu vergewissern. Etwas später beobachtete ich, dass er die Stimmen der Taubstummen unterscheiden konnte oder vielmehr die Kehllaute, die sie beim Spielen immer wieder ausstießen. Er schien sogar den Ort, von dem die Töne herkamen, zu erkennen. Denn wenn er sie beim Treppen-Hinuntersteigen hörte, verfehlte er nie, entweder wieder hinaufzusteigen oder rascher hinunterzugehen, je nachdem der Ton von unten oder von oben kam. Ich machte im Beginn der Wintermonate noch eine interessante Beobachtung. Eines Tages, als er in der Küche damit beschäftigt war, Kartoffeln zu kochen,

unterhielten sich zwei Personen sehr lebhaft hinter ihm, was ihm nicht den geringsten Eindruck zu machen schien. Dann trat eine dritte Person hinzu, die sich in die Diskussion einschaltete und alle ihre Einwürfe begann mit »Oh! Im Gegenteil!« Ich bemerkte, dass jedes Mal, wenn diese Person ihr bevorzugtes Wort, »Oh!«, aussprach, der Wilde vom Aveyron lehnte den Kopf drehte. Am



Zeichnung John Lennon

gleichen Abend machte ich zur Schlafenszeit einige Experimente mit dieser Betonung und erzielte ungefähr die gleiche Aufmerksamkeit. Ich versuchte es mit einer Reihe anderer einfacher Vokale, aber ohne jeden Erfolg. Die Vorliebe für den Vokal O veranlasste mich, ihm einen Namen zu geben mit dieser Vokallendung. Ich wählte Victor. Dieser Name ist ihm geblieben, und wenn man ihn mit lauter Stimme sagte, verfehlte er selten, den Kopf zu wenden oder herbeizukommen.«

Itards Übungen schienen den Knaben zu überfordern, seine seelische Abwehr zeigte sich in epileptischen Krämpfen und Anfällen. Itard wandte dagegen eine einmalige recht drastische Massnahme an.

Gewissenhaft berichtet Itard von seinen positiven und negativen Resultaten. Z. B. sagt er folgendes:

»1. dass die Vervollkommenheit des Sehens und Tastens und die neuen Genüsse des Geschmacks die Empfindungen und die Gedanken unseres Wilden vervielfacht und mächtig zu der Entwicklung seiner intellektuellen Fähigkeiten beigetragen haben.

2. Wenn man diese Entwicklung in ihrer ganzen Ausdehnung betrachtet, findet man unter anderen glücklichen Veränderungen die Kenntnis des gebräuchlichen Werts der Bezeichnungen für das Denken, die Anwendung dieser

Kenntnis für die Bestimmung von Gegenständen und für den Ausdruck der Eigenschaften und Wirkungen derselben, dann den Umfang der Beziehungen des Schülers zu den Personen, die ihn umgeben, seine Fähigkeit, ihnen seine Bedürfnisse auszudrücken, ihre Befehle zu erhalten und mit ihnen einen freien und ständigen Gedankenaustausch zu schaffen;

3. dass Victor trotz seines masslosen Bedürfnisses nach Freiheit in der Natur und seiner Gleichgültigkeit gegenüber den meisten gesellschaftlichen Lebensgenüssen sich dankbar zeigt für die Pflege, die man ihm angedeihen lässt, dass er auch empfänglicher ist für eine zärtliche Freundschaft und Gefallen findet am Wohlsein, dass er beschämt ist über seine Fehler und Reue zeigt über seine Wutausbrüche.«

Das Sprechen, auf das die ganze Umwelt sehr gewartet hatte, konnte Itard seinem Zögling nicht beibringen. Wahrscheinlich hielt es dieser für überflüssig, da er sich in seiner Zeichen- und Gebärdensprache deutlich ausdrücken konnte.

Was uns heute an dem Wildkind Victor besonders anspricht, ist seine überaus mächtige Naturverbundenheit, die er nie verlor – (soweit wenigstens die Aufzeichnungen reichen, die leider von seinem späteren Leben nichts mehr berichten, ausser dass er nach der fünfjährigen Schulung durch Itard in die Dépendance des Taubstummenheims gewiesen wurde und 1828 starb). Victor empfand die Natur wirklich als Mutter und seine Freuden und Begeisterungsausbrüche, als er z. B. über Land fahren durfte, sind ergreifend:

»Welche Steigerung des Vergnügens, wenn die Ausflüge aufs Land gingen! Es war eines der merkwürdigsten und – ich wage es zu sagen – auch der ergreifendsten Schauspiele, in seinen Augen die Freude zu sehen beim Anblick der Anhöhen und Wälder. Es schien, als ob die Fensterscheiben des Wagens nicht genügen würden für die Gier seiner Blicke.«

Bei einem Schneefall benahm er sich also: – »Er verliess das Bett, rannte zum Fenster, dann zur Tür, lief ungeduldig vom einen zum andern, entwich halb angezogen und erreichte den Garten. Hier, seiner Freude mit durchdringenden Schreien Ausdruck gebend, rannte er herum, rollte sich im Schnee,

indem er diesen mit den Fäusten packte und mit einer unglaublichen Gier in den Mund stopfte.«

Es ist dies der gleiche Knabe, der sich in völlig andersartiger Umwelt stumpf und gleichgültig benahm und gar keine Neugierde nach den ungewohnten Dingen zeigte.

Die neuen Eindrücke hatten sich wie ein Sturzbach über ihn ergossen, und das seelische Gleichgewicht konnte er nur durch die innige Naturverbundenheit wiederherstellen.



Zeichnung John Lennon

Aus dem Nachwort von Prof. Lutz sei folgende Erläuterung angeführt: »So muss auf das gestützt, was uns Itard meldet, angenommen werden, dass Victor ausserordentlich einseitig und ungenügend erzogen und gebildet worden ist. Man konzentrierte sich auf die Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten und tat dies in einer mechanischen, technischen Weise, als wären sie dressierbare Fertigkeiten.« »Wir wissen aber, dass ein Kind nicht gefördert wird, indem seine einzelnen Fähigkeiten geübt und dann gewissermassen zusammengesetzt werden; der Mensch ist in erster Linie im Ganzen zu fördern und die einzelnen Funktionen nur in diesem Gesamtrahmen.«

Elisabeth Lorenz

Fortsetzung von Seite 19

## Was bin ich?

überlegen sind. Und die verteuerte Frage: haben Sie denn schon Praxis? Dann will ich mich irgendwo in die Praxis werfen. Und wieder: haben Sie denn schon Praxis? So steht man vor einer glatten, grifflösen Wand und bleibt zurück. Dabei ist man schon ein paar Jahre im Hintertreffen. Man ist älter als jene, die fähiger sind. Und das Wissen um die Unwiederbringlichkeit dieser Jahre und um die Uneinholbarkeit wächst und verzerrt sich in Minderwertigkeitsängste.

Andererseits muss man sich gestehen, dass man in diesen Jahren auch etwas geleistet hat. Und wir bringen doch auch etwas mit. Ich meine nicht die Testate und das Wissen aus Büchern und Vorlesungen. Aber man hat an sich selber gearbeitet. Mit grossem Aufwand an Zeit und Seele. Auch all die Irrungen können nicht verloren sein; selbst wenn sie an sich albern sind, so bedeuten sie doch eine Strecke auf unserem Weg nach menschlicher Reife. Das ist es: wir sind weniger vorgedrungen in der Richtung auf einen Beruf im alltäglichen Sinn dieses Wortes, es ging uns weniger darum, einen Beruf zu besitzen, als ein Mensch zu werden. Auch wenn wir dieses Ziel noch unmöglich erlangt haben können, so sind wir doch immerhin vorwärts gekommen. Und das Wissen um diesen erkämpften, lebendigen inneren Reichtum verleitet einen vor gewissen Geisern zu einer lächerlichen Ueberheblichkeit.

Was bin ich?

Zum Broterwerben mangelt mir gewisse Fähigkeiten, mangelt mir Praxis. Aber meine Konkurrenten haben sie, sie kennen das Kampffeld und sind trainiert. Und zum Ersäufen bin ich innerlich zu schön. Ich habe einen lebendigen Reichtum, und ich pilgere mich müde; denn er ist ein uneinlösbarer Wechsel.

Oft denke ich mir das Studium wie eine Brücke. Wir bauen auf ein sicheres Ufer hin und vertrauen auf unseren Bau und kümmern uns spärlich um das, was wir da eigentlich überbrücken. Es ist ein Ulk: in der Mitte bricht es, und man rutscht als Nichtschwimmer in den Fluss.

Max Frisch, phil. I.

Apotheke Oberstrass

F. Eichenberger-Haubensak

Zürich 6

Universitätsstrasse 9



Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

ASSISTENT



Diese geschützte Fabrikmarke kennzeichnet ein Schweizer Zeichenpapier von hervorragenden Eigenschaften. Es ist lichtbeständig, vergilbt also nicht und lässt sich ohne Sorge radieren. Mit seiner geschmeidigen matten Oberfläche ist Assistent das einzig Richtige für Bleistiftzeichnungen und technische Darstellungen. In Bogen und Rollen erhältlich.

SIHL

SIHL, Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich  
Telefon 051/232735

## Ihr Besuch freut uns

Unibar  
Erfrischungsraum  
Erfrischungsraum  
Karl der Grosse  
Olivenbaum

Universitätsgebäude  
Zahnärztliches Institut  
Tierspital  
Kirchgasse 14 (auch 1. Stock)  
Stadelhoferstr. 10 (auch 1. Stock)

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften



FREIHOFFER  
Buchhandlung  
für  
Technik und  
Wissenschaft

Universitätsstr. 11  
Zürich 6  
Tel. 47 34 32



FREIHOFFER  
Buchhandlung  
für  
Medizin

Rämistrasse 37  
Zürich 1  
Tel. 47 92 22

ARISTO  
STUDIO

Klares, übersichtliches Teilungsbild  
Grosse, deutliche Skalenbezeichnung  
Versetzte Skalen CF/DF/CIF  
Kehrwertskaleten C/CIF  
6 Exponentialskalen  
Dauerjustierung der Skalen  
Gleichbleibender Zugangang  
Rutschfeste Gummilaufrollen  
Unzerbrechliches ARISTO-ETUI

DENNERT &amp; PAPE - ARISTO-WERKE - HAMBURG

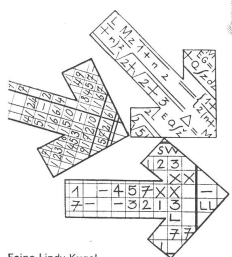


Das Schreibgerät  
für Fachleute

**Lindy**

Auditor's

Fine Point (No. 460F)



Feine Lindy Kugel  
Klare, reine, gestochen scharfe Schrift  
Freistehende Lindy Spitze  
Total sichtbar für Schreibpräzision  
Lindy Riesenspatrone  
Lange Schreibdauer (4 x mehr)  
12 Leuchtende Lindy Tintenfarben  
12 Erkennungsmittel  
Leistungsfähige Lindy Qualität  
Detail Preis Fr. 2.95 pro Stck.  
p12 p24 p35 p72 p144  
2.75 2.60 2.50 2.44 2.36  
Verlangen Sie «Lindy Auditor's Fine Point»  
in Ihrer Papeterie

Manufactured by Lindy Pen Company Inc. U.S.A.  
Agence générale: D. Schmid, Colombier NE

### THEATER am HECHTPLATZ

Tägl. 20.30 h (Sonntag geschlossen)

CLOWN

*Dimitru*

Vollständig neues Programm!

Theaterkasse geöffnet ab 15 h, Tel. 34 32 34  
Legi-Ermässigung für Montag schon im  
Vorverkauf. Für die übrigen Tage an  
der Abendkasse solange Vorrat.



Vor und nach dem  
Kolleg  
eine Erfrischung im

**Café Studio**

Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte  
Ansprüche

**Hotel Florida**

Bar, Restaurant  
Sitzungszimmer  
Seefeldstrasse 63

### Chemie

Vorbereitung auf  
Propädeutikum, Vordiplom

**Dr. Cantieni**

Untere Zäune 21, Zürich 1  
Tel. 34 50 77

# Sollen wir uns einen Maulkorb anlegen?

Würden Sie eine Zeitung mit Maulkorb lesen?  
Hoffentlich nicht! Nun, der Tages-Anzeiger hat  
keinen. Er nimmt offen Stellung zu wichtigen  
eidgenössischen und internationalen Problemen.  
Er muss nicht Rücksicht auf Partei- und  
Wirtschaftsinteressen nehmen. Er ist wirklich  
unabhängig.

Andererseits ist der Tages-Anzeiger eine Zeitung,  
die der Diskussion viel Platz einräumt;  
wesentliche Ereignisse werden nicht nur aus einer  
Perspektive betrachtet, es kommen verschiedene  
Standpunkte zu Wort.

So werden dem Leser nicht bestimmte  
Meinungen aufgezwängt; vielmehr hat er die  
Möglichkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden

Bitte, überzeugen Sie sich davon! Wenn Sie uns  
heute diesen Gutschein senden, erhalten Sie  
schon ab übermorgen unser Blatt während  
14 Tagen gratis und unverbindlich zugestellt

☐ 14 Tage gratis

☐ Bestellung

Ich wünsche den Tages-Anzeiger un-  
verbindlich während 14 Tagen gratis  
ins Haus geliefert.

Ich wünsche den Tages-Anzeiger be-  
reits fest zu abonnieren, bei vor-  
gängiger Gratislieferung während  
14 Tagen.

1 Monat 1/4 Jahr 1/2 Jahr 1 Jahr  
Fr. 3.90 Fr. 11.70 Fr. 23.40 Fr. 46.80

Name:

Vorname:

Strasse:

Postleitzahl  
und Ort:

Unterschrift:

Wohnen Sie im engeren  
Ortsraum? Ja Nein

☐ Zutreffendes ankreuzen

Bitte senden Sie diesen Gutschein in offenem Briefumschlag mit 5 Rp  
frankiert an Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich.

**Tages-Anzeiger**

Überparteiliche schweizerische Tageszeitung

## BEETHOVEN

MISSA SOLEMNIS

Leitung: Herbert von Karajan  
DGG, 2 Platten Fr. 31.—

# AKTION

## BEETHOVEN

Sämtliche Klaversonaten mit Wilhelm Kempff  
DGG, 11 Platten Fr. 130.—  
(nur auf Bestellung lieferbar)

## J. S. BACH

WEIHNACHTSORATORIUM

mit Christa Ludwig und  
dem Münchner Bach-Chor  
Leitung: Karl Richter  
Archiv, 3 Platten Fr. 35.—

## FABRIKNEUE ORIGINALKASSETTEN

Alle diese Aktions-Angebote sind ab 15. November lieferbar

(solange Vorrat)

**BEI DER ZENTRALSTELLE**